

AGGLO|ac
AEEFO|9c



Die Neugestaltung des

SEEBECKENS

von Nidau und Biel

**IST EIN STARKER VERSUCH, DIE
WOHLTEMPERIERTE MITTE ZU VERLASSEN:**

*Aus einem brachliegenden Ort
wird ein*

SEHNSUCHTSORT.



Jahrtausende lang diente das Nidauer Seeufer als Lebensraum von Pfahlbauern. Später wurde das Schwemmland des Bielersees während hunderten von Jahren von Bauern und Fischern genutzt. Nach der Juragewässerkorrektur kamen Industrie und Gewerbe in das Gebiet zwischen dem Nidau-Büren-Kanal und der Zihl und seit 50 Jahren dient es auch als Erholungsraum. Spätestens die Landesausstellung expo02 rief diesen „verborgenen“ Schatz ins Bewusstsein der Bevölkerung der Agglomeration Biel. Doch: Was genau soll dieser Sehnsuchtsort erfüllen?

Die vorliegenden Porträts und Fragmente sind der Versuch, die Wünsche, Bedürfnisse und Befürchtungen fassbar zu machen, die wir in zahlreichen Gesprächen mit verschiedensten Exponenten ausgemacht haben. Sie sollen den Teams, welche den Ideenwettbewerb bearbeiten, eine Wegleitung sein und ein Bild der Gefühlslage der Agglomeration wiedergeben.





Für unsere
neue kleine Stadt
wollen wir das Feuer
weitertragen;
nicht die Asche!



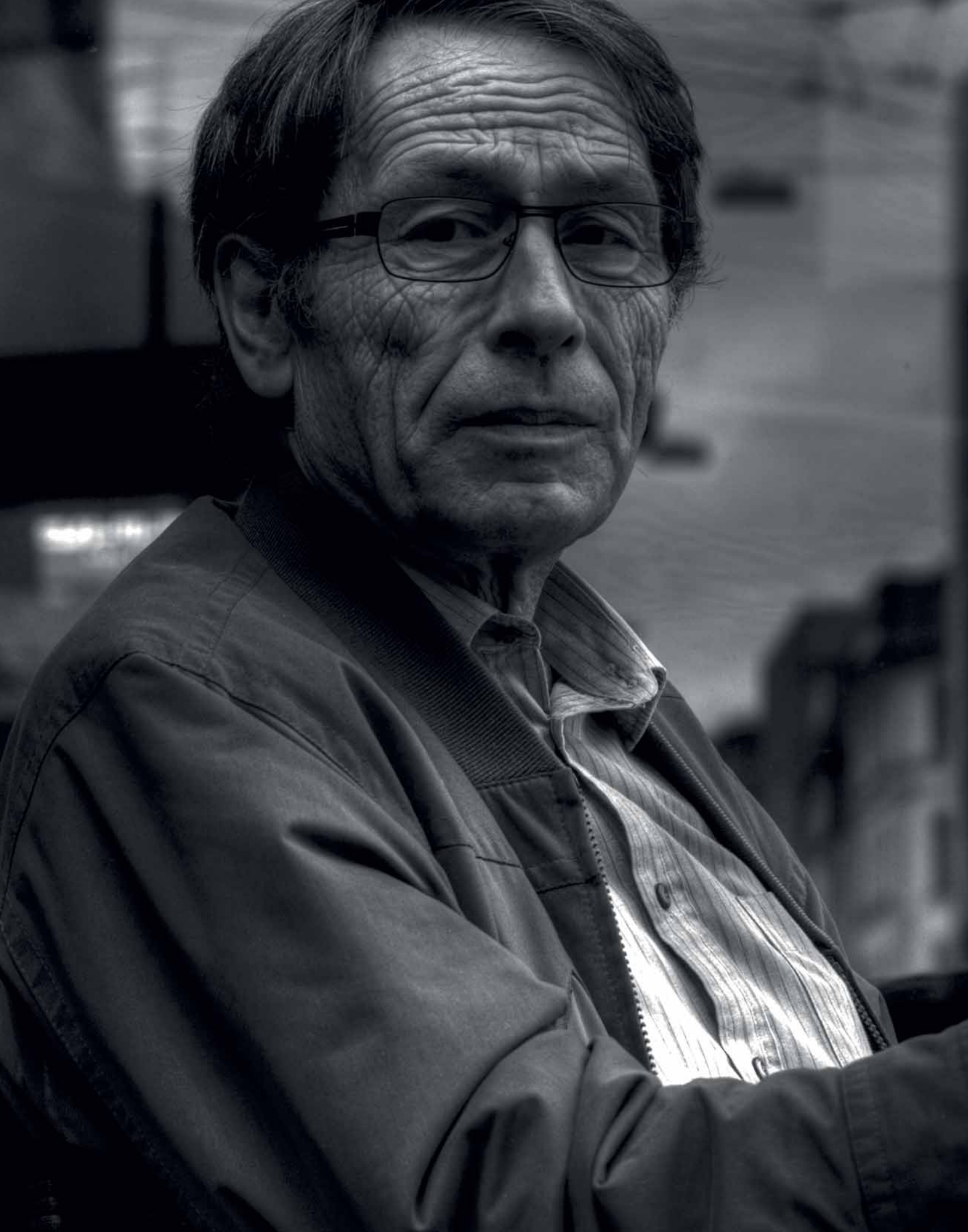
Restaurant

Cheiss

Puff!









KARL F. BEHREND'S
SCHRIFTSTELLER

Im Moment arbeite ich acht Stunden am Tag an meinem neuen Roman. Das ist viel, aber ich habe meinem Verleger hoch und heilig versprochen, das Manuskript Ende Sommer fertig zu haben, und bin jetzt schon im Rückstand. Ich genieße trotzdem jeden Tag nach getaner Arbeit die schöne Sommerzeit und gehe zu vorgerückter Abendstunde zu Fuss bis zum See. In Wahrheit sind meine Spaziergänge Arbeit. Ich kann eigentlich nicht spazieren, ohne dauernd alles aufmerksam zu beobachten: die Stadt, die Menschen, die Wasservögel. Schriftsteller ist man nicht nur acht Stunden am Tag, Schriftsteller ist man 24 Stunden lang. Heute Abend ist es extrem lau. Der See ist glatt wie ein Spiegel. Ein paar Jugendliche sitzen am Ufer im Gras und spielen auf Trommeln. Einige versuchen auf einem zwischen zwei Bäumen gespannten Band zu balancieren. Es riecht nach Bratwurst und Bier. Ich nähere mich der Gruppe unauffällig, setze mich nicht weit entfernt von ihnen ins Gras, um sie weiter zu beobachten. So stelle ich mir das Zusammenleben der Menschen im neu zu bauenden Quartier am See vor:

Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Kultur auf engem Raum nebeneinander. Menschen verschiedenster Herkunft, die wie diese Gruppe Jugendlicher und ich friedlich nebeneinander leben, ohne sich zu stören.

Schön wäre, wenn sich die Bewohner im neuen Quartier mit Besuchern, die nur kommen, um sich zu amüsieren, oder sogar mit Konzertgängern mischen würden. Kurz: ich wünsche mir, dass die ganze Bevölkerung hier unten im neuen Quartier ein- und ausgehen wird!

Um das zu erreichen, muss das neue Quartier gut und ohne durch grosse Strassen unterbrochen zu werden mit den übrigen Stadtteilen von Biel und Nidau verbunden sein. Ich sehe Wege, die sich harmonisch durch die verschiedenen Quartiere ziehen.

Dieses neue Quartier am See soll die Zukunft der Stadt Biel zeigen. Ein frohes Nebeneinander. Wer dieses neue Quartier plant, sollte ein Auge fürs Ganze haben.

Es müssen Wohnmöglichkeiten in verschiedenen Preislagen und natürlich in verdichteter Bauweise geschaffen werden.

Dieses neue Quartier muss eine faire Chance erhalten, sich längerfristig als neuer Teil der restlichen Stadt zu entwickeln. Es darf nicht nur ein bunter Fleck hinter dem Bahnhof oder gar eine Reichen-City am See werden.

Eine Stadt darf keine Angst haben, ihre verschiedenen Entwicklungsschritte sichtbar und mit Stolz zu zeigen. Und zwar auch in der Architektur.

Dieses neue Quartier, wenn es wirklich konsequentgebaut wird, wäre ein wunderbarer, fast symmetrisch gelegener Gegenpol zu unserer schönen Altstadt.

Und wer weiss, vielleicht wird ja dieses neue Quartier sogar einmal zu einem Zeichen für Biel als Zukunftsstadt. Aller guten Versuche sind drei, sagt man. Ein Jugendlicher, der Badminton spielt, stolpert, als er versucht, den Shuttle zu erreichen, verliert das Gleichgewicht und kommt ganz in meiner Nähe zu liegen. Die Mücken werden wie immer um diese Uhrzeit zahlreicher und greifen mich an. Ich fluche leise und decke mich selber mit sanften Ohrfeigen ein. Die Jugendlichen schauen zu mir rüber und beginnen zu lachen. Ich hoffe, dass es auch in der neuen grossen Überbauung hier am See Platz für Mücken und laue Abendlüftchen gibt und die einzelnen Gebäude wie ein grosses Ganzes wirken und nicht wie in der Nacht stehende einzelne Geister. Es ist schon fast zehn Uhr, ich gehe langsam nach Hause, mache noch einen kurzen Abstecher über die neue Brücke. Dieses Ritual der Brückenquerung verpasse ich bei keiner Gelegenheit. Der Besuch am See und das Überqueren des Nidaukanals erlauben es mir, mich für einen kurzen Moment in einer ganz anderen Stadt zu fühlen. Ich hoffe, dass das neue Quartier dieses Gefühl noch verstärken wird und man vielleicht sogar die Stimmung eines grossen Hafens fühlt. Mit Booten und ihren Positionslatern und schlafenden Schwänen, die als weiss leuchtende, phosphoreszierende Punkte friedlich nebeneinander auf dem Wasser liegen.





**MÄGE MINDER
DRUMMER, 33**

Szenenwechsel, krass. Gestern mit den Flying Nuggets vor tausend Leuten auf der Bühne am Chant du Gros, dem letzten Openair der Saison. Hallo Herbst! Ah, wie mild es noch ist hier am See, in Biel sind wir schon gesegnet von dem her, im T-Shirt draussen sitzen und mit den Kumpels ein Bier trinken, was braucht der Mensch mehr zum Glück. Wo bleiben die eigentlich? Haben sich hoffentlich nicht verschnupft. Gestern Nacht war's dann doch kühl dort oben in Le Noirmont, wie wir noch mit den Veranstaltern zusammensassen und von deren Absinth kosteten. Normalerweise trinken wir nach den Konzerten nur Bier, auch Heavy Metal Groups haben ihre Traditionen. Aber am Chant du Gros, das ist was anderes, hey, die tanzen noch Pogo dort oben, und wie die getanzt haben! Am Arsch der Welt tanzen sie wie die Weltmeister.

Von Le Noirmont aus gesehen ist Biel ja eine Weltstadt. Uhrenmetropole, haben sie gesagt. Kulturmetropole, habe ich geantwortet. Dabei ist es hier am See grad sehr ruhig. Biel ist auf den ersten Blick auch bloss ein verschlafenes Nest. Einerseits. Andererseits hat es die Stadt faustdick hinter den Ohren. Ich würde mal vom Schiff aus behaupten, wir sind die, verhältnismässig gesehen, die Stadt mit den meisten Kulturschaffenden. Vielleicht mal Berlin ausgenommen. Nein, echt, hier gibt es noch jede Menge kreative Freiräume, hier findet man noch günstige Übungslokale, Ateliers, Altbauwohnungen, in denen man machen kann, was man will. Genau. Machen, was man will, das ist eben auch Lebensqualität! Hoffentlich checken sie das, wenn sie hier nun alles neu planen. So eine riesige Überbauung wäre ja auch eine Chance, hey, Leute, wir brauchen ein grösseres Konzertlokal! Vielleicht schaffen sie es sogar, auf dem Areal eine Eventhalle unterzubringen. Das wäre wichtig für Biel, hier leben so viele junge Leute, und wir haben immer noch keine wirklich brauchbare Location für grössere Gigs. Aber so wie jetzt ist auch cool, mich stört die leere Fläche hier gar nicht, im Gegenteil. Das Unfertige hat auch seinen Charme. Als Cyclope hier gastierte, das war genial, in welcher anderen Stadt könnte man so was denn noch machen?! Die Frau mit der Tiernummer war übrigens auch klasse, die schien von so einem abgefuckten Zirkus aus dem

ehemaligen Osten zu kommen, wo gibt's so was denn noch, ausser in Biel! Doch man muss realistisch bleiben. Wahrscheinlich gibt es solche Happenings dann auch bei uns nicht mehr, wenn die neue Stadt am See gebaut wird. Aber wer weiss? Hoffen wird man wohl noch dürfen. Bin ja schon gespannt – eine neue Stadt am See! Das klingt verwegen. Ein bisschen grössenwahnsinnig auch. Ob das zu Biel passt? Biel, die neue Multikultimetropole am See. Und zur Eröffnung spielen die Flying Nuggets. Wir sind ja multikulti par excellence, ein Kroate an der Gitarre, der Sänger hat eine türkische Mutter, der Bassist ist Deutscher, und ich am Schlagzeug sozusagen als Quotenschweizer, haha. Darauf trinke ich ein weiteres Bier. Heute ist noch gar niemand hier, den ich kenne. Auch gut, etwas Ruhe nach dem Sturm. Hey, das war wirklich klasse gestern, das Konzert! Man müsste so ein kleines, feines Openair in Biel machen können. Genau hier, direkt am See. Jetzt wäre das Wasser noch fast warm genug zum Schwimmen. Smoke on the Water und so, wir sollten mal eine Coverversion versuchen von dem Song, doppeltes Tempo, haha. Wegen den Anwohnern? Das soll ja nicht ein Altersheim werden, oder? In einer lebendigen Multikultistadt gehört Nachtruhestörung eben zum Programm, voilà, das ist meine Sicht der Dinge. Vielleicht schaffen sie es tatsächlich, neue kreative Freiräume zu bauen, Ateliers für innovative, künstlerische Betriebe, Raum für Futuristisches? Ich hoffe, die neue Stadt wird dieses gewisse Etwas haben. Wenn nur die Mieten dann nicht zu teuer sind. „Ah, Hüseyin, wie geht es deiner Stimme?“ „Alles klar, Mäge, hey, das war cool, der Gig gestern, so was sollte man eigentlich in Biel auch machen, kleines feines Openair am See. Das wäre doch ideal hier, jetzt wo der Cyclope nicht mehr da ist!“ „Jetzt fangen sie dann an zu bauen.“ „Dauert sicher noch ein paar Jahre.“ „Hm. Prost!“ „Auf die Zukunft, Junge.“ „Und was machen wir heute Abend?“ „Mal schauen, wer noch alles auftaucht.“



Dr Lora Jeanneret

Médecin, 46 ans

Lora Jeanneret est chef néphrologue au centre hospitalier de Bienne. Elle a passé la plus grande partie de sa formation pour devenir spécialiste des reins à l'Hôpital des Enfants de Zurich où elle a travaillé avec engagement à préserver la fonction rénale de nombreux enfants en cas d'insuffisance chronique. Plusieurs transplantations nécessitant une dialyse ont été brillamment effectuées sous sa tutelle. Elle travaille à présent à Bienne depuis quatre ans et c'est toujours avec le même enthousiasme qu'elle aide les enfants et les jeunes sans se soucier de leur origine sociale, de leur âge et de leur religion. Le bien-être des enfants est au centre de ses pensées et de ses actes. Elle a une fille de six ans, Malia, qui va à l'école Montessori. Lora Jeanneret est heureuse d'avoir trouvé un autre principe «d'avenir» pour sa fille, bien loin de ce que l'école publique peut en règle générale offrir. Elle partage l'idée de Maria Montessori, médecin italien, pédagogue réformatrice et philosophe, qui lance un modèle d'éducation pédagogique révolutionnaire en 1907: pas de classes, pas de matières, pas de notes. Lora Jeanneret ne se fait pas d'illusions: l'école optimale n'existe pas. L'école optimale serait une école parfaite aux yeux de tous les professeurs et de tous les élèves. Mais la perfection n'est pas tout. Lora est tout simplement heureuse de savoir que sa fille est dans une école où le mode d'apprentissage et les cours sont faits pour les enfants: une école où l'on apprend en s'amusant et sans pression visible.

Si on lui parle d'urbanisme et d'architecture, notre médecin se lance dans des discours passionnés. Son approche est cependant particulièrement bien fondée. «L'architecture a son mot à dire, et pas qu'un peu: les maisons sont des perspectives.

Les discussions sur l'aménagement des terrains en friche entre Bienne et Nidau, le long du lac, ont prouvé que les architectes pouvaient vraiment s'impliquer pour donner de précieuses impulsions à la situation urbaine qui va bientôt voir le jour. L'architecture doit être comprise comme un bien culturel général, et non comme un luxe réservé à certains ou un placement lucratif. Tant que des rapports détaillés seront publiés lors de la parution d'un nouveau livre ou d'un nouveau film, mais que personne, à part le milieu immobilier, ne parlera des bâtiments – et encore, il en parle sans mentionner les planificateurs ou les architectes et prend juste le soin d'évoquer le budget et le temps de construction nécessaires – il restera beaucoup à faire pour réaliser des villes réellement habitables. Le projet de Bienne et de Nidau offre de nombreuses opportunités que l'on ne doit pas laisser passer. La gare, par exemple, peut être reliée au lac, le tout étant émaillé d'espaces de rencontre et de détente qui pourraient naître de cette ouverture. Lors de l'aménagement de places publiques, il faut tenir compte des différents besoins des divers groupes cibles. Mais voici le plus important: Bienne possède un micro-climat de vacances incontestable et ce facteur doit être le moteur de la réflexion des concepteurs de cette nouvelle petite ville au bord du lac. Ce serait merveilleux si les rues de Bienne respiraient un air méditerranéen. Il est possible qu'il existe des villes modèles qui pourraient servir de base, de grande sœur conseillère.» Lora Jeanneret s'emballe et sait parfaitement de quoi elle parle: qui veut changer quelque chose se fixe des objectifs. Et qui veut empêcher quelque chose cherche des raisons. «Dans notre société, nous assistons depuis quelque temps à la victoire des raisons sur les objectifs, et c'est dommage», fait-elle remarquer au passage. Lora Jeanneret aurait aussi pu devenir philosophe. Buongiorno, Maria Montessori.



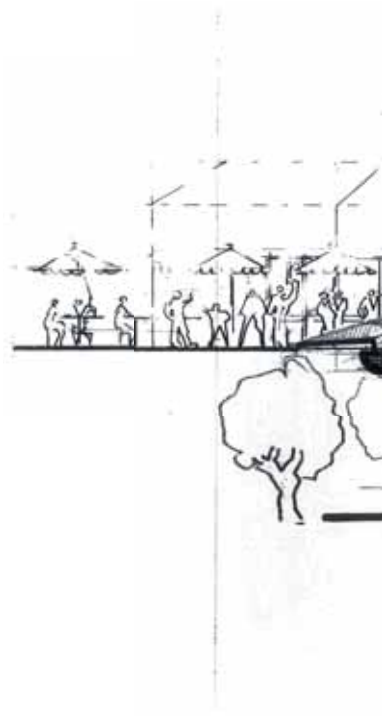
A photograph of a person sitting on a grassy hill at sunset. The person is wearing a blue and white checkered shirt. The background shows a bright orange and yellow sky with silhouettes of trees and a dark hillside. The text 'UELITWERENBOLD' and 'Urbanist, 43' is overlaid on the image.

UELITWERENBOLD
Urbanist, 43

„Wir müssen wieder utopiefähig werden im Hinblick auf das Planen von Städten.“ Der Bieler Urbanist Ueli Twerenbold rammt gleich zu Beginn unseres Gesprächs den Pfahl der Zeit tief in den Sumpf jener Städteplanung, die daherkommt wie das mitschwimmende Fettauge auf der Hühnerbouillon. Gleichförmig. Er weiss es nur zu gut: Das Brachland an der Uferzone von Nidau und Biel soll aus dem Dornröschenschlaf aufgeweckt werden und zu einer urbanen Beauty heranreifen. Er ist Mitglied einer beratenden Kommission und somit involviert ins Projekt mit dem Namen Agglolac. Ueli Twerenbold verletzt keine Normen, hält sich an die Spielregeln dessen, was wir Gesellschaft nennen. Ab und zu fühlt er sich aber ganz wohl in der Rolle des Aufwieglers. Er ist, salopp formuliert, ein Workaholic. Wenn er an die neue Stadt am See denkt, sprudelt der ganze Urbanist aus ihm heraus: „Fürs Projekt braucht’s eine Simultanperspektive. „Simultan... was?“, Das meint nichts anderes, als dass die zu entwickelnde Kleinstadt gleichzeitig von mehreren Seiten gesehen werden kann.“

Er will das sinnbildlich, aber auch in konkret gestalteter Architektur verstanden wissen. „Das ist wie bei den Porträts von Pablo Picasso: Das Gesicht einer Person ist zwar nur im Profil zu sehen, und trotzdem erscheinen dem Betrachter zwei Augen auf einmal. Et voilà.“ Twerenbold kichert wie eine Jungfer, spitzt die Lippen, richtet sich auf und lacht herzhaft.

„Kennen Sie Frank Lloyd Wright? Mit seiner Architektur hat er in den frühen 20er-Jahren das Stadtbild von Chicago massgeblich beeinflusst. Frank Lloyd Wright war ein Stratege fürs öffentliche Leben. Bevor er nur einen Strich, einen Gedanken für eine städtebauliche Entwicklung aufs Papier brachte, stieg er hinab auf die Boulevards und Plätze von Chicago und befragte Mann und Frau von der Strasse darüber, wie für



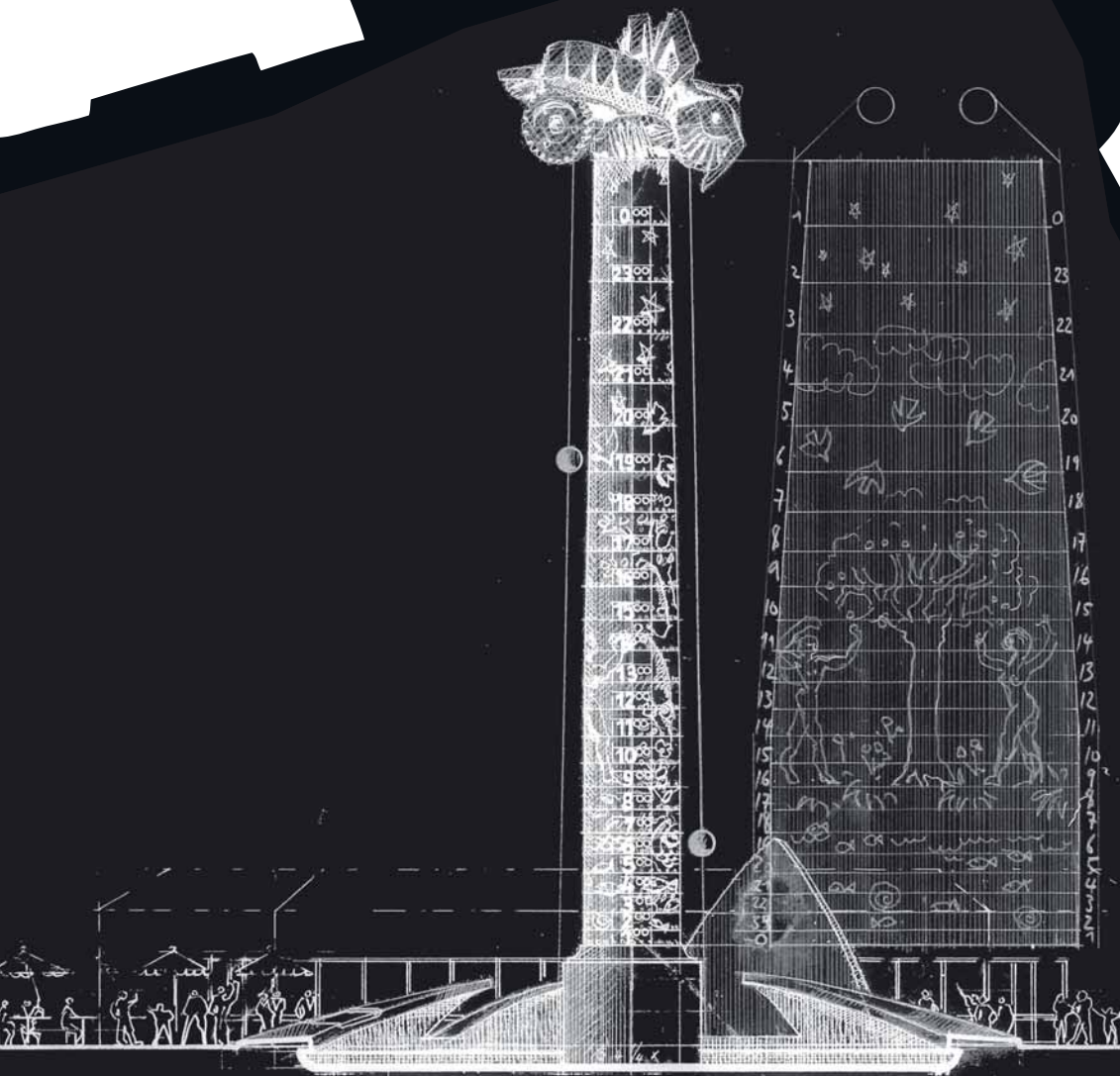
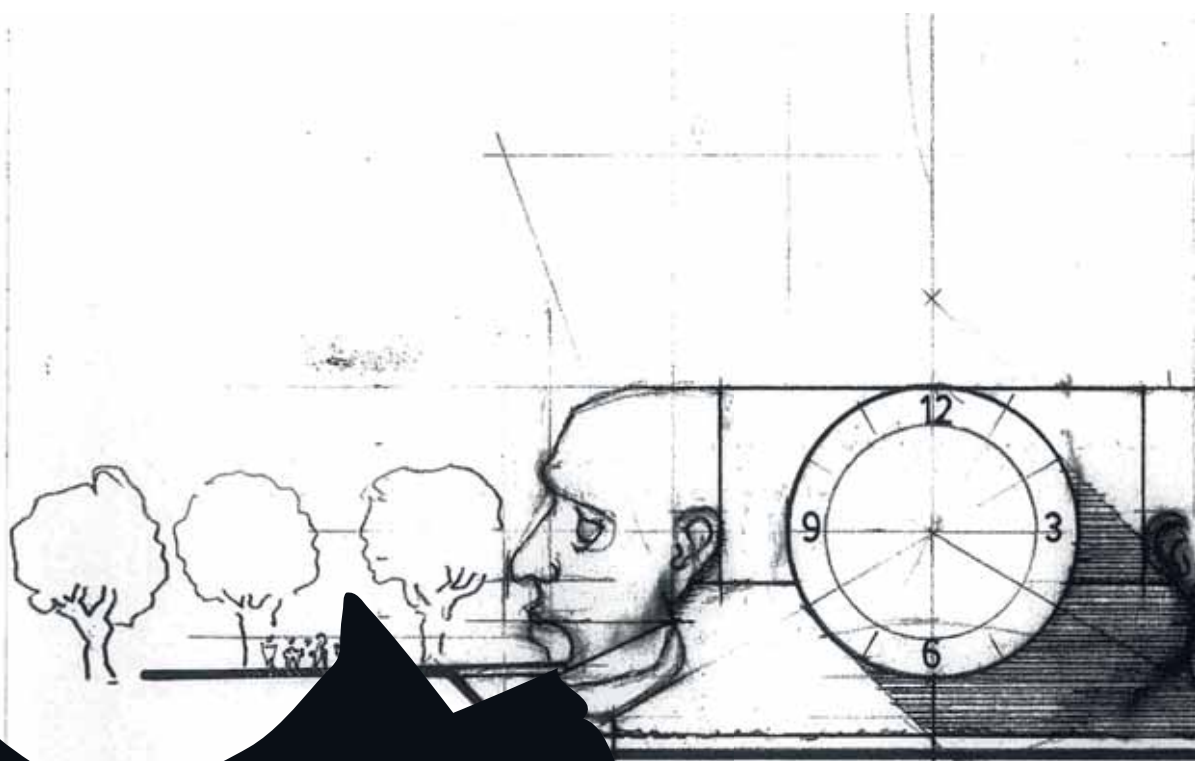
sie eine Stadt auszusehen habe, in der sie gerne leben möchten. So versuchte er immer zuerst dem Genius Loci, der Seele eines Ortes, zu begegnen.

„Es liegt mir fern, zum Sokrates der Architektur zu werden, und doch habe ich mit vielen Menschen, die in Biel und Nidau leben und arbeiten, darüber gesprochen, welche Stadtform das Seebecken denn auch wirklich braucht, soll es künftig als Kristallisationspunkt der Zukunft gelten. Twerenbolds Ansichten, die gleichermassen auch Ansprüche an die Stadtentwickler sind, kommen pointiert daher und man erkennt in ihm die Erfahrung des Urbanisten. „Die Liste der To-Dos hat für mich einige Schwergewichte:

Die prähistorische Siedlung am See soll Ausgangspunkt vieler Überlegungen sein. Auch um den Bau eines verdichteten Zentrums wird man nicht herumkommen. Ganz, ganz wichtig: Es braucht lebendig gestaltete öffentliche Räume und Plätze. Ich denke da an das gute Vorbild von Barcelona. Die zentralen Verkehrsachsen sind im Auge zu behalten.“

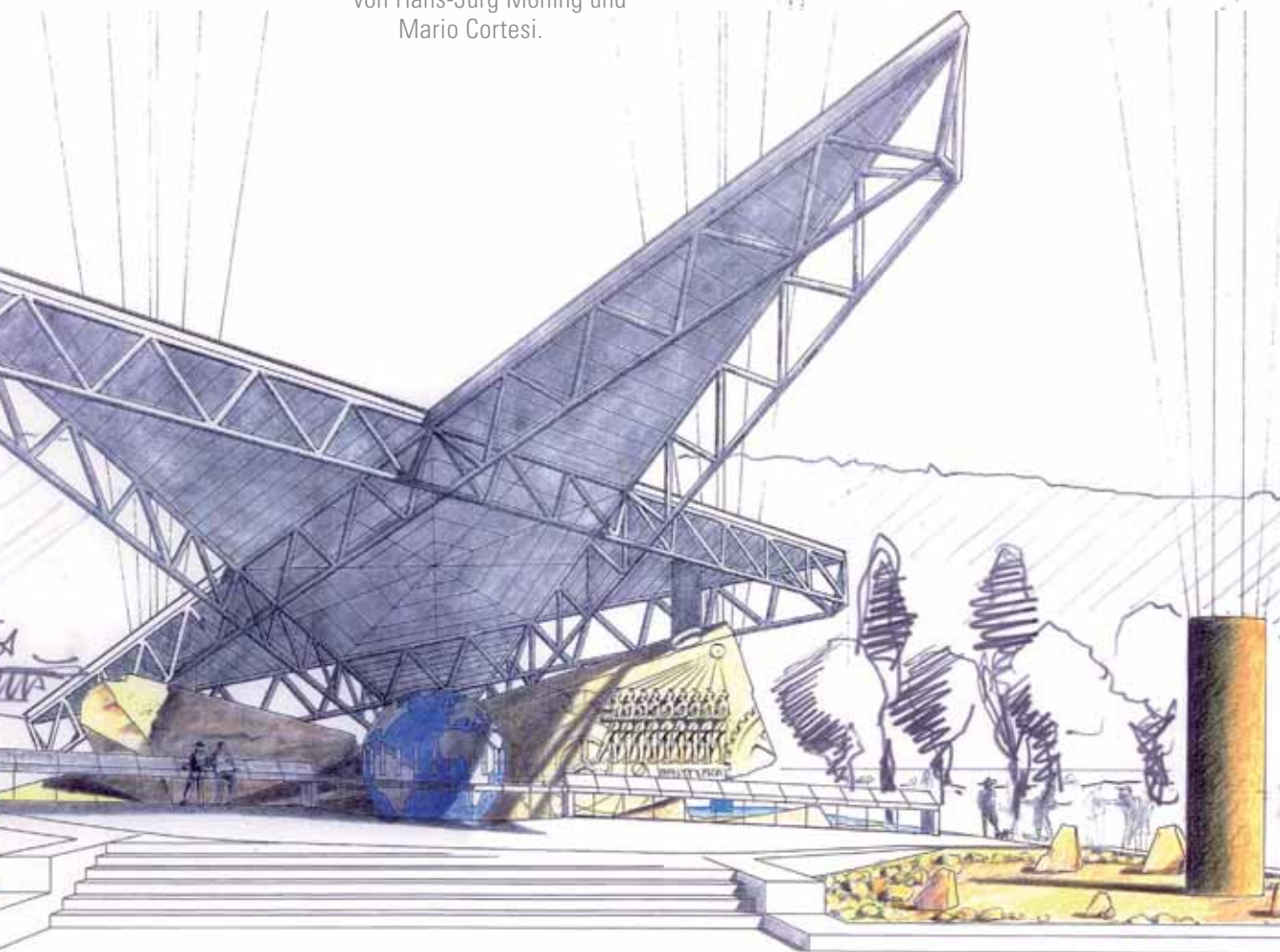
Es kommt ja nicht von ungefähr, wenn Hans-Jürg Moning, der Kunstmaler und Mario Cortesi, Cineast und Verleger, beides Stadtbekannte Bieler, gemeinsam die Brache am See sinnstiftend verändern möchten. Ihr Ansatz ist es, die Philosophie der Zeit als Basis der urbanen Gestaltung zu nehmen, zu transferieren in ein Kontinuum von Raum und Zeit. Pardon, wie viele Räume hat eigentlich die Zeit? Wie auch immer: die beiden haben in Zeichnungen und Gedankenskizzen die Zukunft am See eingefangen.

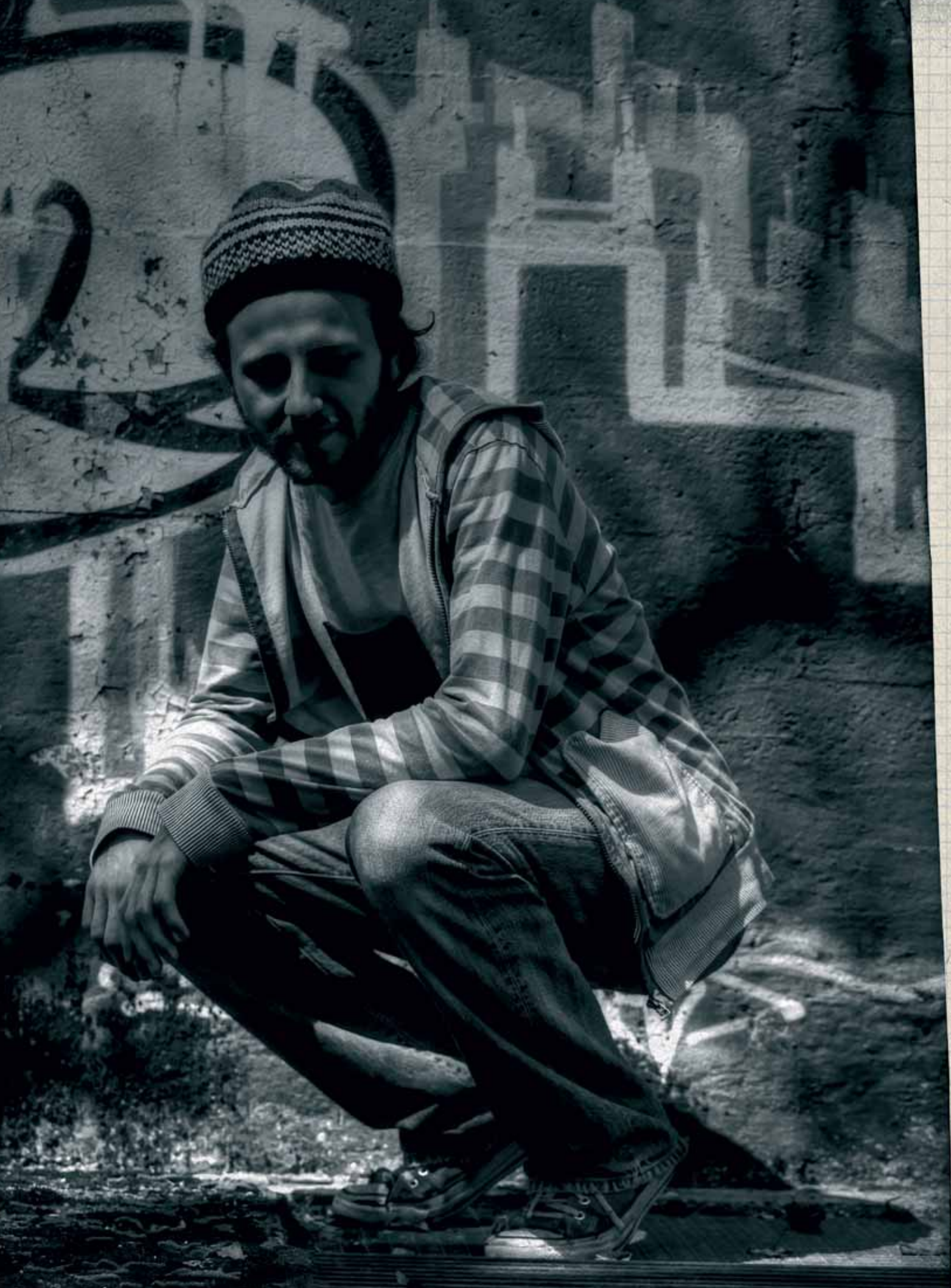
In der Aufgabe von Ueli Twerenbold gibt es drei parallel laufende Handlungsebenen: Aufspüren des Genius Loci, das Finden des Urwesens der Aufgabe und die Mitnahme der Bauherren und Bürger auf die Reise.





Skizzen aus dem Projekt „Expopark“
von Hans-Jürg Moning und
Mario Cortesi.





Patrick M. Student, 25

November, und schon schneit es wieder. Grosse, nasse Flocken fallen vor seine Füße und lösen sich auf. Aber Patrick mag es, wenn es unwirtlich ist in dieser Stadt.

Wenn der Himmel so grau ist wie die Fassaden der Gebäude. Wenn es hier cool ist und nicht so heimelig und putzig wie in anderen Städten. Biel soll auch am Tag so sein wie in der Nacht: speziell, anders. Nie hätte er gedacht, dass diese Stadt einmal sein Zuhause sein würde. Und dass er es sein würde, der sie noch ein kleines bisschen besser machen kann.

Er geht über den Platz am Hafen, den sie neu gestaltet haben. Schlicht, funktional, klar. So wie er das mag. Es sind nicht nur Stümper am Werk gewesen in dieser Stadt, das muss er zugeben. Genau hier war einmal das Herz der Expo, hier war er zum ersten Mal in Biel. Mit seinem Vater, als seine Eltern in Scheidung waren. Nur fehlen jetzt die Menschen hier. Es ist eine Schande! Aber die Stadt hat Glück. Es gibt Menschen, die das ändern können.

Ruedi und Isabelle wohnen im untersten Block an der Badhausstrasse. Wo gibt es das sonst noch? Bezahlbaren Wohnraum mit Blick auf den See? In einer richtigen Stadt! Natürlich bezahlt Isabelle den grossen Teil der kleinen Miete. Da ist sich Patrick fast sicher. So reich, wie ihr Vater ist. Ruedi weiss gar nicht, wie viel Glück er hat! Manchmal fragt sich Patrick, was Isabelle an Ruedi findet. In der Holzbau-Fachhochschule gilt Ruedi als Langweiler. In der IG sogar als Bremser. Nur wenn Isabelle dabei ist, kommt ein bisschen Leben in seinen Körper.

Fünf Minuten später schaut Patrick mit Isabelle aus dem Fenster. Der See ist schwarz, mit weissen, von den Wellen geschlagenen Schäumchen. Es ist für einen Moment fast romantisch, und Isabelle riecht nach Mandarinen. Findet er. «Auch ein Bier?» Ruedis Stimme aus der Küche ist langweilig, denkt Patrick. Ohne Elan. «Ja, klar!», ruft er zurück. «Wenn der Ausblick aus meinem Studio so romantisch wäre ...», sagt er zu Isabelle.

Sie schaut ihn amüsiert von der Seite an. «Ja, was wäre dann?» «Dann wäre ich der perfekte Revolutionär.»

Diese Antwort hatte er sich zurechtgelegt. Schon vorher. Aber das muss Isabelle ja nicht wissen. Isabelle lacht. «Revolutionär?!» «Wer ist ein Revolutionär?», fragt Ruedi, der jetzt mit drei Flaschen Bier neben ihnen steht. Patrick nimmt eine und prostet dem Fenster zu. «Auf eure Aussicht.» Isabelle hätte er zugetraut, dass sie seine wahre Bestimmung kennt. Dass sie merkt, dass er ein Visionär ist, der schon gewusst hat, was Biel braucht, als die Politiker noch nicht einmal von einer anständigen Verbindung zwischen Bahnhof und See geredet haben. Schliesslich hat er ihr schon oft von seinen Ideen erzählt.

Vom Innovations-Park mit weltweiter Ausstrahlung. Oder zumindest europaweiter. Von seiner Vision, in den legendären GM-Montagewerken umweltfreundliche Autos zu bauen. Und von seinem genialen Plan, wie man mit einer futuristischen Brücke die Stadt mit dem See verbindet. Was Ruedi, dieser Egoist, verhindern will.

«Du bist sicher kein Revolutionär», sagt Patrick zu Ruedi. «Aber du, ja?» «Seid nicht kindisch», sagt Isabelle, die zwischen den beiden steht und jetzt ihre Arme um deren Schultern legt. «Ihr seid alle beide meine Helden!» Sie schweigen. Patrick schaut auf den kleinen Platz am Hafen. Er will nicht, dass hier in Biel irgendwann einmal ein Platz oder eine Strasse seinen Namen trägt.

Auch wenn Scheidungskinder aus einfachen Verhältnissen Grosses leisten können, wie Quentin Tarantino bewiesen hat. «Ich habe das Plädoyer fertig», sagt Patrick schliesslich. Natürlich hatte er es verfassen müssen. Die anderen haben zu wenig Feuer dafür. Zu wenig Willen. Zu wenig Überzeugung. «Gut», erwidert Ruedi. Gut? Ist das alles, was dieser Bremser dazu zu sagen hat? Gut? Da bekommt die «IG Bieler Campus» die einmalige Gelegenheit, ihre Ideen dem Stadtpräsidenten vorstellen zu können, und alles, was diese lahme Ente dazu zu sagen hat, ist gut?! «Aber die Sache mit der Brücke hast du nicht mit reingenommen, oder?» «Natürlich hab ich das», erwidert Patrick gereizt. Er lässt sich seine Visionen doch nicht von einem Bünzli nehmen, der in der kleingeistigen Angst lebt, dass vor seiner Haustüre dereinst Menschen zum See flanieren können, die über seine, Patrick's, geniale Brücke gegangen sind. Isabelle, die jetzt vor dem TV sitzt und ihre hübschen nackten Füsse auf dem Glastischchen platziert hat, wäre auf jeden Fall beeindruckt. Patrick zwingt sich, den Blick von diesen Füssen zu nehmen, und schaut wieder aus dem Fenster. So viel er weiss, hat der Platz vor dem Hafen noch immer keinen Namen.



René Rötheli
Bootsbauer, 52

Rötheli kennt seine Pappenheimer: grosses Maul, dickes Portemonnaie und immer wissen sie alles besser. Er legt den Schraubenschlüssel zur Seite und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Es riecht nach Lösungsmittel.

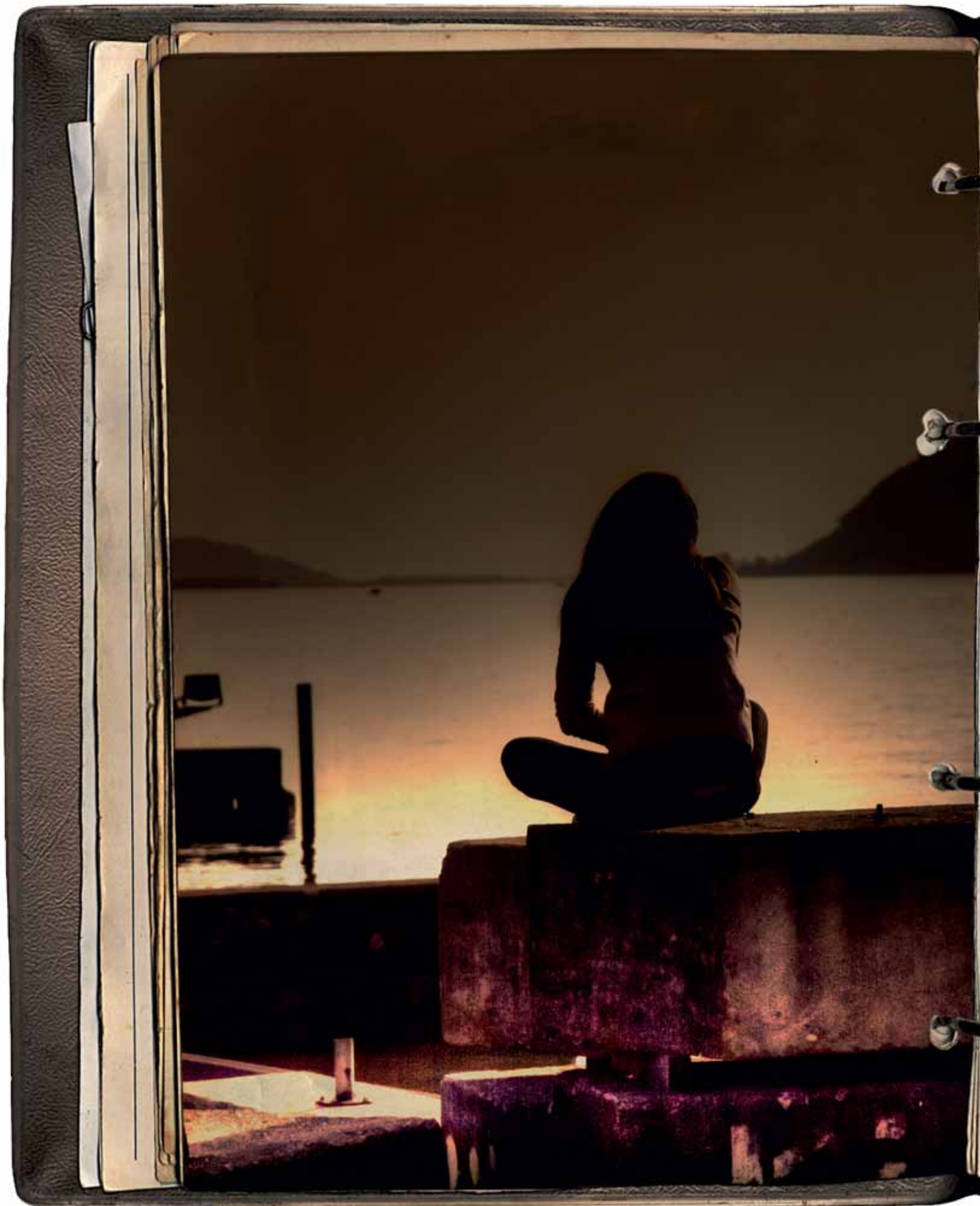
«Ich sage immer, dass sich gutes Handwerk lohnen muss», sagt Meyer-Hinterfelder und fährt mit der Hand über den Schriftzug. «Carmen-Dolores» steht in geschwungener Schrift auf dem Bug der kleinen Yacht geschrieben. Rötheli hat nie gefragt, ob das der Name seiner Frau ist oder der seiner Geliebten. Bankdirektoren haben immer eine Geliebte, stellt er sich vor. «Kürzlich habe ich mich mit einem Freund unterhalten», fährt Meyer-Hinterfelder fort. «Was man da nicht alles machen könnte, eine wahre Goldgrube ist das.» Rötheli nimmt den Spachtel zu Hand, kratzt an einem Farbspritzer, der sich zum Motor verirrt hat. «Was ist eine wahre Fundgrube?», brummt er. «Na, der Platz da draussen. Eine Schande ist das!» «Ein Platz ist nie eine Schande», erwidert Rötheli. Er weiss genau, worauf Meyer-Hinterfelder hinaus will. Banker denken immer nur ans Geld. «Nicht der Platz an sich natürlich», sagt Meyer-Hinterfelder, «aber dass er eine Brache ist. Diese Nähe zum See, stellen Sie sich das einmal vor!» «Ich kann es mir gut vorstellen», sagt Rötheli, «ich lebe schon mein ganzes Leben hier. Und die Nähe zum See war auch schon immer da.»

Meyer-Hinterfelder nimmt sein Taschentuch hervor und fährt über den goldfarbenen Schriftzug. «Wie ich mich freue, wenn sie zum ersten Mal Wasser spürt, meine kleine Carmen-Dolores.» Rötheli ist jetzt sicher, dass es sich bei dieser Carmen-Dolores um die Geliebte handelt. Er flucht, weil der Farbspritzer schmiert. «Ich stelle mir einen hübschen Komplex vor», sagt Meyer-Hinterfelder. «Nichts Gewaltiges, nichts Monströses, modern und leicht. Viel Licht, viel Glas, wenn Sie wissen, was ich meine. Und zwar auch etwas fürs kleine Budget, damit sich das gute, alte Handwerk wieder einnisten kann.» «Ein schöner Park wäre schöner», brummt Rötheli. «Ein Park? Hier? Das ist nicht Ihr Ernst. Als würde es in dieser Stadt nicht schon genug Pärke geben! Die Elfenau, der Stadtpark, der neue Park beim Kongresshaus. Sogar hier am See, der Strandboden, beste Lage, alles grün!» «Grün ist schön», sagt Rötheli. «Hier sollte es doch endlich einmal leben! Wäre auch gut für Ihr Geschäft: Leute, die hier arbeiten, vielleicht sogar wohnen. Oder meinen Sie, Mütter mit Kinderwagen in einem Park würden sich ein Schiff von Ihnen bauen lassen?» Meyer-Hinterfelder muss über

seinen Witz lachen. «Idiot», murmelt Rötheli. «Sie meinen?», fragt Meyer-Hinterfelder. Sein Gelächter hat Röthelis Replik übertönt. Rötheli nimmt einen Lappen und tunkt ihn in eine andere grüne Flasche. «Ich meine, dass man hier alles schön hübsch bleiben lassen sollte. Vielleicht ein paar Securitas mehr, damit sich das Pack nicht ausbreitet. Aber sonst: alles hübsch bleiben lassen.»

Meyer-Hinterfelder klaubt ein iPhone aus einem gelben, samtigen Etui. «Mit einem schönen neuen Bau hätten Sie keine Probleme mehr mit dem Pack, das verspreche ich Ihnen.» Er hält das iPhone vor den Schriftzug und fotografiert. «Aber ich bin sehr interessiert an Ihren Bedürfnissen. Irgendetwas würden Sie sich doch wünschen, wenn Sie sich etwas wünschen könnten. Ich meine, ausser einem Park.» Rötheli wischt mit dem Lappen über die verschmierte Farbe. «Meinetwegen das Bestehende renovieren», sagt er schliesslich, «falls Ihre Bank unbedingt irgendwo investieren will. Aber behutsam.» Meyer-Hinterfelder fotografiert. «Sanft, meinen Sie.» «Nein, ich meine behutsam.» Meyer-Hinterfelder lächelt gönnerisch. «Um Ihre kleine Werft brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen», sagt er. «Gutes, ehrliches Handwerk soll belohnt werden, wie gesagt. Aber den Scheuerer da drüben kann man nicht sanft ...» «Den auch», unterbricht Rötheli. Meyer-Hinterfelder guckt erstaunt vom iPhone auf. «Aber das ist doch Ihr Konkurrent.» «Trotzdem», murrte Rötheli. «Muss bleiben.» «Und die Feuerwehr wohl auch, was?» Rötheli steht einen Schritt zurück und nickt zufrieden: keine Spur mehr vom Spritzer. «Sicher», sagt er, «waren auch schon immer hier.»

Meyer-Hinterfelder schüttelt desillusioniert den Kopf und wendet sich wieder dem iPhone zu. «Und wahrscheinlich sagen Sie jetzt gleich, dass auch der Arbeitersportverein schon immer drüben am Hafen war und dort bleiben muss. Als ob er nirgendwo anders glücklich sein könnte.» «Natürlich», sagt Rötheli. Meyer-Hinterfelder fotografiert weiter. Er will jetzt nicht mehr mit diesem Kauz über städtebauliche Fragen diskutieren. «Bilder für Carmen-Dolores, was?», fragt Rötheli nach einer Weile. «Nein», erwidert Meyer-Hinterfelder. «Für meine Frau. Sie hat den Namen ausgesucht.» Jetzt ist Rötheli verwirrt.



Anna-Luisa Benoît

Psychologin, 43

Rot. So leuchtet die Verkehrsampel nun schon seit einer gefühlten Ewigkeit. Wie anders es doch damals war, erinnert sich die 43-jährige Psychologin Anna-Luisa Benoît; in diesem Expo-Jahr, als man die Aarbergstrasse vom Bahnhof her kommend über die geschwungene Holzbrücke überqueren konnte und kurz darauf ins Getümmel der Landesausstellung eintauchte.

Überhaupt erinnert sie sich gern an damals zurück, wie sich plötzlich durch den neu eröffneten Bahnhofsdurchgang eine bisher unterbrochene Lebensader in Biel auftat. Seither ist die Stadt nicht mehr durch diesen Eisenbahnriegel vom See abgeschnitten.

Das jahrhundertalte Streben der Stadt nach dem See schien ein Ende zu finden. Doch jetzt, an diesem schwülen Sommernachmittag, steht Anna-Luisa vor dieser roten Ampel und wartet. Sie wartet darauf, dass endlich etwas geht auf der Expo-Brache. Denn noch immer erwartet einen zwischen BKW-Gebäude, Strandbad und Hundemätteli diese gähnende Leere. Kein Baum, keine Pflanze und auch kein Mensch erwartet einen da. Es ist wie ein Stück Industriebrache mitten in der Stadt.

Immerhin, denkt sie, hat es Nidau nicht geschafft, diesen architektonisch langweiligen Expo-Park zu bauen.

Das wäre genau ein weiteres Beispiel gewesen für einen unwirtschaftlichen Stadtteil.

Man hätte einfach statt eines Sozialghettos ein Mittelstandsghetto geschaffen, eine Schlafstadt ohne Leben, ohne Anspruch, ohne öffentliche Plätze, wo sich die Stadt treffen und das einmalige Expo-Feeling wieder aufleben lassen könnte. Denn davon träumt sie. Dass diese Vielfalt, dieses angeregte kulturelle, architektonische und künstlerische Leben der Expo-02 in einem neuen Quartier am See wieder auflebt. Dass die Planer ein echtes Stück Stadt bauen.

Mit Läden, Arbeitsplätzen, Kunst am Bau, öffentlichen Plätzen, auf denen auch Konzerte organisiert werden könnten. Denn das war das eigentliche Erlebnis an der Expo. Praktisch jeden Abend traf sich die Stadt bei den Konzerten auf dem Ausstellungsareal nahe am See. Wie positiv die Energien der Menschen damals waren – noch heute wärmt es ihr Inneres, wenn sie daran zurückdenkt. Alles strahlte diese optimistische Aura aus, wildfremde Menschen trafen sich und sprachen zusammen, als würden sie sich schon ewig kennen.

Nun droht allerdings ein Reichenghetto, das möglichst viel Profit abwerfen soll. Was die wohl mit der Zihl und dem Nidau-Bürenkanal anstellen werden? Ihr schaudert bei der Vorstellung einer reinen Betonstadt, die von zwei kümmerlichen Kanälen durchzogen wird. Das Ufer zwischen den zwei Strandbädern und dem Erlenwäldchen muss ein schöner Grüngürtel für die ganze Stadt werden. Man könnte die alte Geschichte des Areals, das erstmals von Pfahlbauern bewohnt worden war, mit der modernen Geschichte der Expo verbinden und anhand von Gegenständen mitten im Quartier erlebbar machen, denkt sie.

Oder die Architektur könnte sich daran anlehnen, indem die Vielfalt der Gebäude dazu genutzt würde, gestalterische Vorbilder aus diesen zwei ganz unterschiedlichen Zeiten umzusetzen. Allerdings sollte es kein allzu verspieltes, gar hingewürfeltes Quartier werden. Eine gewisse Homogenität braucht es, damit ein echter, zusammengehöriger Stadtteil entstehen kann, mit dem sich seine Bewohnerinnen und Bewohner künftig auch identifizieren können. Sie stellt sich ein Quartier mit höchster Lebensqualität vor, wo sich die Menschen auf den öffentlichen Plätzen treffen, am Seeufer entlang in der Natur spazieren, sich in schönen Cafés zum Schwatz treffen oder sich am Wochenmarkt über den Weg laufen. So viele Chancen sieht Anna-Luisa in dieser Branche, dass sie sich nur um eines sorgt: Das Quartier könnte derart attraktiv werden, dass andere Quartiere der Stadt zu stark konkurrenziert würden. Was, wenn hier mehrere tausend Menschen hinziehen und sich danach die bestehenden Quartiere leeren?

Diesen Energieverlust im Rest der Stadt fürchtet sie ein wenig. Dann wird es grün und Frau Benoît überquert die heutige Ausfallstrasse Richtung See und erträumte Zukunft.

Sophie-Magdalena Ackermann

Fleuriste

Sophie-Magdalena Ackermann aime se promener au bord du lac. Elle passe toute la journée au milieu des fleurs et des plantes dans le magasin de son chef, non loin de la place centrale, où elle compose des bouquets et crée de véritables chefs-d'œuvre floraux. Elle est d'un naturel si enthousiaste qu'elle a toujours envie de sortir, de respirer le grand air, de sentir le soleil sur sa peau et de voir des arbres. En particulier en une si belle journée d'avril où la douceur se fait sentir.

En marchant au bord du lac, Sophie-Magdalena s'imagine le nouveau quartier. Les gens qui habiteront ici ont vraiment de la chance, pense-t-elle. Ils vivront au bord de l'eau et dans la nature. Ici, en bas, près du lac, le nouveau quartier doit être absolument en harmonie avec la nature. Notre fleuriste envisage un mélange de petits passages étroits et d'une multitude de canaux. Une petite Venise avec des bateaux partout. Elle imagine des enfants se défouler sur de grands espaces verts méritant le nom de parcs et s'amuser sur des terrains de jeux dont l'aménagement créatif serait complètement inédit. Des places vivantes, ornées de sculptures, seront aménagées pour les promeneurs, le tout émaillé d'espaces verts et de buissons. Et les habitants pourront aller cueillir eux-mêmes les fleurs de champs réservés à cet effet. On entendra les enfants qui jouent, les sirènes des bateaux et le cancanement des canards. Quoi d'autre? Sophie-Magdalena Ackermann espère que les nuisances sonores seront réduites au minimum. Et au milieu de toute cette verdure, elle voit les bâtiments modernes de cette nouvelle zone d'urbanisation. Une architecture alliant clarté et absence de fioritures, une architecture posée

comme par hasard au milieu de la verdure. Sophie-Magdalena s'assoit sur un banc. L'agencement des nombreux bâtiments différents interpelle le promeneur, attire toujours et encore son regard, le distrait. C'est avec émerveillement que les yeux suivent la ligne des bâtiments, découvrent toujours de nouveaux détails, s'étonnent des échappées multiples, des jeux étonnants axés sur la perspective et la ligne de fuite des bâtiments. Un peu comme au musée du quai Branly à Paris, où Sophie-Magdalena a récemment passé un week-end avec des amis. L'architecture de ce bâtiment l'a emballée. La simplicité et la clarté des lignes. L'effet dû à la transparence. Sophie-Magdalena aimerait vivre dans un tel environnement, et si elle monte son propre magasin de fleurs, elle l'ouvrira dans un tel endroit. Généreux, toujours plongé dans une lumière claire, rien ne venant boucher la vue, un lieu pour s'épanouir et respirer librement.

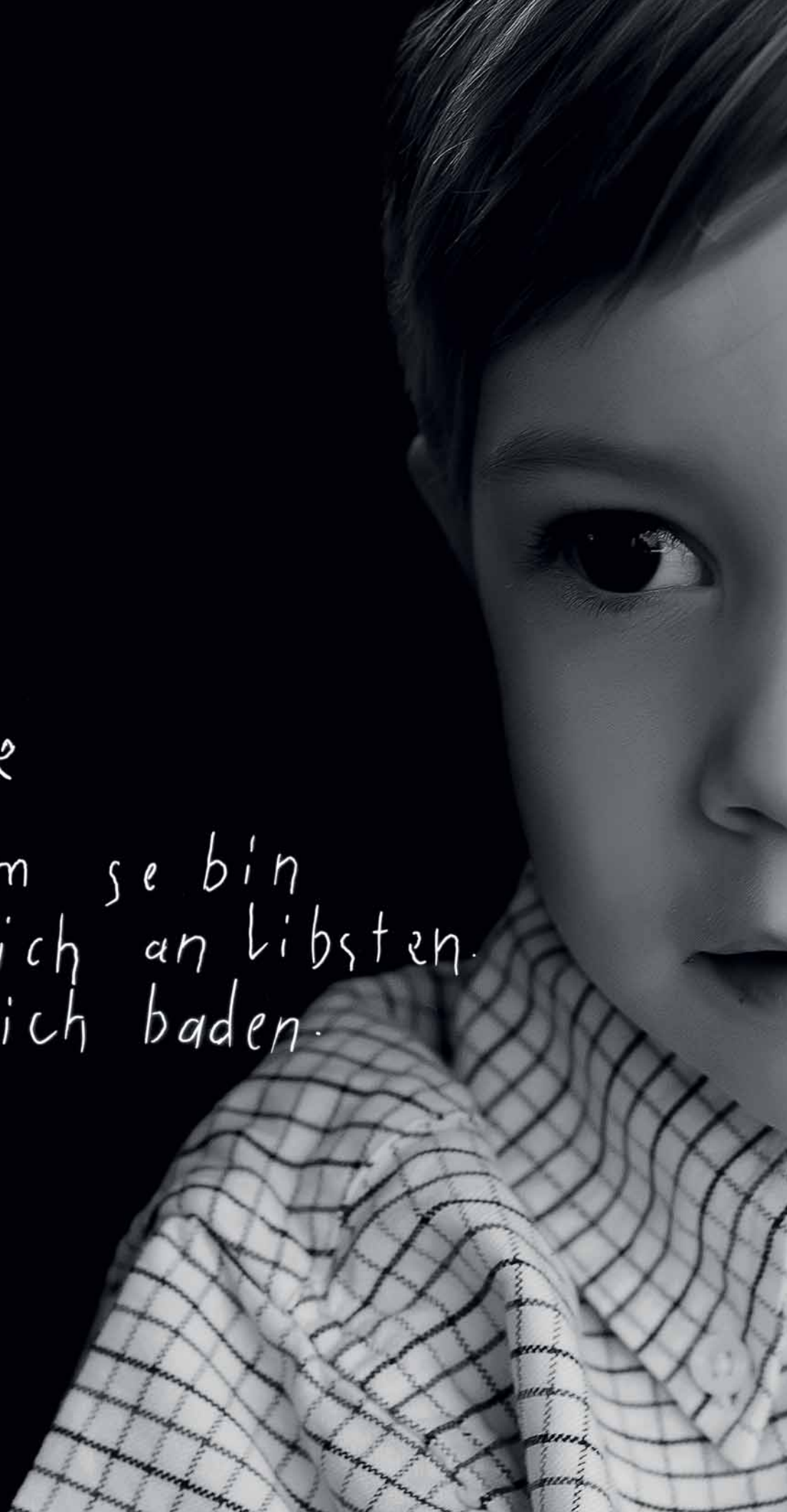
Notre fleuriste tend son visage vers les rayons du soleil de ce doux mois d'avril. Oui, c'est comme ça que ce quartier doit devenir. La nature ne doit pas être repoussée mais invitée gentiment à s'étendre entre les maisons. Deux ou trois jardins suspendus pour compléter le décor. Ou même des jardins sur les toits, histoire de prouver que la nature veille sur tout.

Sophie-Magdalena se lève et s'étire. Maintenant, un petit expresso serait sympa. Mais tout est encore fermé autour du lac. Si le nouveau quartier était émaillé de restaurants, de cafés voire d'un lounge directement au bord de l'eau, Sophie-Magdalena passerait des heures autour du lac, seule ou avec ses amis.



Leon 8 Jahre

wenn ich am see bin
grikeire ich an libsten.
dan gehe ich baden.







A photograph of a body of water, possibly a lake or a wide river, with a pier extending into the distance. The water is calm with subtle ripples. In the foreground, a concrete pier is visible, with a metal chain attached to it. The background shows a hazy sky and some distant structures or trees. The overall tone is muted and atmospheric.

Hanna del Monte

Buchhändlerin, 24

Wie träge alles wird, wenn die Temperatur über 30 Grad steigt. Die Bewegungen verlangsamen sich, die Gedanken bleiben kleben bei einem Thema, kreisen um sich selbst. Erst mit den Abendstunden gelingt es, die nächste Seite umzublättern, einen Schritt weiter zu denken. Heute war ich den ganzen Tag mit der Geschichte von Nidau beschäftigt und im Schlossmuseum am Recherchieren gewesen. Wie angenehm in den alten Mauern an einem schwülen Sommertag! Und interessant war das. In meiner Generation weiss ja kaum mehr jemand, dass Nidau im 19. Jahrhundert eine Wasserstadt gewesen war, das ganze Gebiet zwischen Nidau, dem See und der Zihl von Runsen durchzogen, ein bisschen wie Venedig oder wie Amsterdam. Oh, wie angenehm schon nur die Vorstellung, Wasser in den Strassen, gerade jetzt im Hochsommer. Und im Winter könnte man auf Schlittschuhen durch das Städtchen gleiten, wie romantisch wäre das!

Von mir aus könnte man auch den Schlosspark ausbauen, überhaupt müsste man das Schloss Nidau einbeziehen, wenn nun die neue Stadt am See gebaut wird. Es ist so gut erhalten, man müsste es liebevoll in Szene setzen. Das würde die geplanten Neubauten massiv aufwerten. Ich hoffe, es werden keine zu dominanten Gebäude gebaut, die neue Stadt müsste daherkommen wie ein grosses Orchester, viele verschiedene Gebäude, die sich harmonisch ergänzen und die zusammen ein lebendiges Ganzes ergeben, und nicht einzelne Solisten, die die anderen in den Schatten stellen. Die neue Stadt müsste sich präsentieren wie ein schöner, sorgfältig gestalteter Bildband.

Man nimmt ihn immer wieder zur Hand und entdeckt neue Facetten. Man legt ihn auf den Beistelltisch, gönnt sich ein Glas Rotwein und blättert dann nochmals ein paar Seiten weiter, entdeckt hier und dort neue Aspekte, die einem am Tag vorher nicht aufgefallen waren. Überhaupt müsste man eine Stadt lesen können wie ein Buch, genüsslich eine Seite umblättern und noch eine, wie man durch die Strassen wandelt, und sich an jeder Ecke von etwas Neuem überraschen lassen.

Eigentlich würde ich gern mal ein Pop-up-Buch machen, bei dem sich die Stadt entfaltet, sobald man sie betritt. Ich werde das vorschlagen bei der nächsten Programmkonferenz. Wir machen ja nicht viele Bücher, wir sind ein kleiner lokaler Verlag, jeder Titel will sorgfältig durchdacht und geplant sein. Aber wer weiss, so ein Buch, das es noch nie gab, das wäre doch was! Eine Stadt, die es noch nie gab, das wäre auch spannend.

Wenn die neue Stadt am See gebaut wird, dann hätten wir vielleicht eine Chance damit. Als kleiner Buchverlag mit Sitz in der Bieler Altstadt liegt unsere Stärke in speziellen Projekten, die für grössere Verlage nicht rentabel wären. Wir machen Bücher für bibliophile Sammler. Daneben haben wir lokalhistorische Ausgaben im Programm, die weitgehend unser Einkommen sichern. Das Schloss von Nidau ist ein solches Projekt. Damit bin ich jetzt schon ein halbes Jahr beschäftigt. An einem schwülen Sommertag wäre es wunderbar, unter den alten Bäumen im Schlosspark zu sitzen, man müsste dort ein grosszügiges Café einrichten.

Meine fünfjährige Nichte hat sich neulich gewundert, dass im Schloss früher ein Gefängnis untergebracht war? Sie möchte, dass jetzt dort eine Prinzessin wohnen würde! Stattdessen gibt es rund ums Schloss zwielichtige Gestalten, viele Ausländer, sagt man. Oft wird ja nur noch im Zusammenhang mit Kriminalität über die Ausländer geredet. Aber ich sehe das anders. Ich empfinde die multikulturelle Stimmung in Biel als besondere Bereicherung. Afrikaner und Albaner, Serben, Kroaten, Türken, natürlich gibt es hier und dort Probleme, aber unter dem Strich ist es eine Bereicherung und ein Privileg, so viele Nationen in einer Stadt vereint zu haben.

Manchmal kommt mir Biel vor wie ein kleines New York, nur dass es hier übersichtlicher und familiärer zugeht. Und bei uns ist es sicher nicht halb so gefährlich wie in der Bronx! In Biel kann ich als Frau nachts alleine durch die Stadt gehen, ohne mich zu fürchten. Auch das ist Lebensqualität.

URS ALLENWINDEN

Performer, 49





Er, er ist ein eher verunglimpfter Verschnitt zwischen James Dean und Freddie Mercury. Am 12. Juli 1986 war er live dabei beim letzten Konzert von Queen mit Mercury als Leadsänger. 72'000 Fans sind gekommen. Das Wembley-Stadion war rammelvoll. Gigantisch. Hits wie „We will rock you“, „We are the Champions“ oder „Bohemian Rhapsody“ jagen ihm heute noch Gänsehaut über seinen mit wilden Tattoos besetzten Körper, an dem der Zahn der Zeit schon ein wenig zu nagen begonnen hat.

Nach dem Londoner Auftritt wusste er eines ganz genau: das ist meine Welt, die der grossen Inszenierung. Das waren nur einige wenige Wochen nach Abschluss der Lehre als Biolaborant und der Rekrutenschule, die ihm, so fühlte er sich vor 27 Jahren, die letzte Energie abgesaugt hatte. Nie wieder Uniformitäten!

So kam er nach dem schicksalsschwangeren Entschluss von London in den Dunstkreis der Macher des Frauenfelder Openairs. Hier lernte er, was es heisst, „zu performen“: Knochenarbeit. Schön, aber hart. Knallhart. Er ist der Schinderei treu geblieben und arbeitet heute weltweit für Good News, die Veranstalterin von den grössten Popkonzerten in der Schweiz. Er ist pausenlos unterwegs, imposante Namen auf Schweizer Bühnen zu bringen. In seiner Bieler Altstadtwohnung, die auch als Probe- raum für Jungmusiker durchgehen würde, ist er nur selten anzutreffen. Urs Allenwinden ist unterwegs zu Hause.

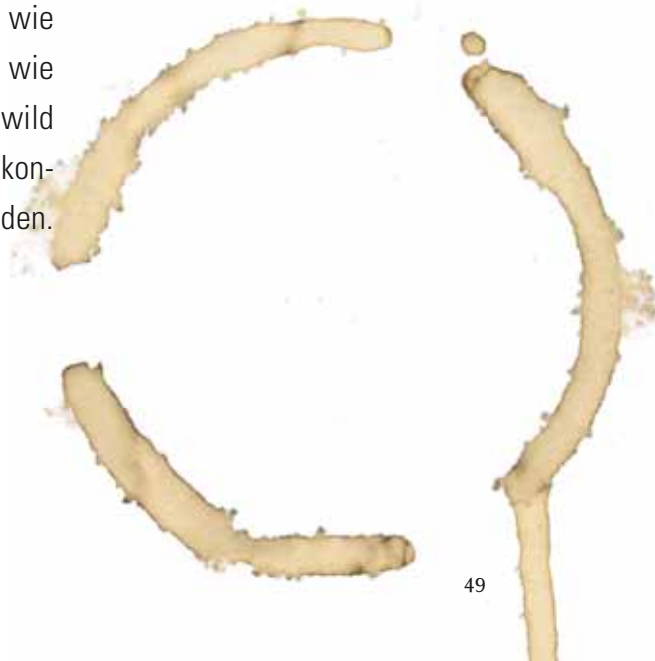
„Denn sie wissen nicht, was sie tun“, Zukunftsangst und Richtungslosigkeit amerikanischer Teenager der 50er-Jahre und ihre Rebellion gegen die satte Selbstzufriedenheit ihrer gutbürgerlichen Eltern bestimmen das Klima des Dramas dreier Halbwüchsiger, die ihre Aggression als Mitglieder einer motorisierten Bande bei gefährlichen, in einem Fall tödlichen Spiel abreagieren.

Ein aufregender, alarmierender Film, mit dem James Dean, der Prototyp dieser Generation, zum Weltstar avancierte. Urs Allenwinden hat sich den Film schon x-mal angeschaut, ohne dabei die Faszination für das Aufwieglerische zu verlieren. Nun posiert er hier an der Bieler

Seepromenade und träumt von einer mächtigen Plattform, die weit in den See hinausragen wird. Eine Plattform, die ihm die Gelegenheit gäbe, Madonna und Robbie Williams gemeinsam auf die Bühne zu bringen. Jetzt schreitet er auf mich zu, offensichtlich unterhaltungslustig. Sein elastischer Körper wirkt dabei wie ein ungezügelter Rottweiler, viel zu verwöhnt und viel zu selten in die Schranken gewiesen. Er genießt den Auftritt, als wäre er Inhaber eines Dauerabonnements für die Verbesserung der ganzen Welt. „Weisst du, wenn man hier schon eine neue Stadt baut“, er beschreibt mit einer generösen, lasziven Handbewegung eine Ellipse, „dann soll sie auch eine ikonenhafte Architektur haben. Mitten auf der Seeplattform steht eine Eventhalle und sie sieht aus wie das Trojanische Pferd und innen wie die Pariser Sacré-Coeur: aussen wild und innen heilig. Hochheilige Popkonzerte sollen dereinst darin stattfinden.“

Es braucht entlang der ganzen Seepromenade zwischen Biel und Nidau einen durchgehenden Weg zum Flanieren. Die Uferzone kann von mir aus auch eine Arteplage sein, wo Performances wie „Cyclope“ Platz haben. Was es braucht, ist Mut und Zuversicht.“

Derweil Urs Allenwinden so heftig debattiert, scheint sich ein Dritter aus dem Verschnitt von James Dean und Freddie Mercury herauszuschälen: Marlon Brando. Dies wiederum passt nicht zum Film „Endstation Sehnsucht“. Denn Allenwinden ist gerade auf der Schwelle, seine Sehnsüchte zu realisieren: „He will rock you!“



Fritz Maurer-Benz

Zimmermann, 61

„Annekäti, noch ein Bier bitte!“, ruft Fritz „Fredu“ Maurer-Benz, der von seinen Kollegen am Stammtisch gerne auch Mercedes-Benz genannt wird, der Serviertochter zu. Seinen zweiten Übernamen verdankt er aber nicht nur seinem Doppelnachnamen, sondern auch der Vermutung aller, dass er als selbständiger Zimmermann vom Vermögen her die anderen bei weitem übertrifft. Wissen tut das hingegen niemand so genau und er führt sich auch nicht als Reicher auf. Einem armen Schlucker eins auszugeben, dafür war sich Fredu allerdings nie zu schade. So ist das Bier an diesem Samstagabend in der Lago-Lodge denn auch nicht für ihn, sondern für seinen Lehrling Adrian. „Du sollst nicht dein ganzes Geld versaufen“, sagt Fredu zu Adrian. „Aber als Junger an einem Samstag zu wenig zu saufen wäre auch nicht gut, deshalb lade ich dich ein.“ Damit hat Fredu die Lacher auf seiner Seite. „Sag mal, Fredu“, fragt sein Fischerkollege Hans-Ruedi, der auch politisch stets gut informiert ist, „was hältst du eigentlich von diesem Agglo-Dings da?“

„Agglolac heisst das“, antwortet Fredu. „Im Moment noch nicht allzu viel. Nimm schon nur die Kanäle, die sie bauen wollen. Wenn die das machen, eröffnen die einfach eine schwimmende Mülldeponie. Weissst du, wie das stinken wird im Sommer? Nein, so einen Quatsch werde ich sicher nicht mitmachen. Da werde ich mich notfalls mit der Hellebarde dagegen wehren. Überhaupt, dass uns Nidauern die Bieler bei der Überbauung unserer letzten grossen Landreserve dreinquatschen, das passt mir schon mal grundsätzlich nicht. Gehört schliesslich uns, da haben die Sozis von der Stadt nichts zu sagen. Aber gut, die haben damals das Land gekauft und wollens jetzt nur hergeben, wenn was Schlaues entsteht. Mir graut schon vor dem Architekturwettbewerb. Da kommen ein paar Bürogeisse, so Studenten, und zeichnen uns hier eine Skyline à la New York hin. Das hat uns gerade noch gefehlt. Ich fänds gut, wenn das Quartier vielfältig, aber doch zurückhaltend wird. Die beste Skyline ist meiner Meinung nach immer noch der Jura. Und bezahlbar soll es sein, damit es sich auch ein Bützer leisten kann. Von den Studierten haben wir genug. So ein Nobelquartier gibt es ja schon in Biel oben am Beaumont. Hier am See wäre es doch gut, wenn wir wie unter Freunden wohnen könnten und am Abend noch ein währschaftes Restaurant zum Essen einladen würde. Fondue am See, das wär doch was, oder? Zusammen mit der Brücke über den Nidau-Büren-Kanal, der hoffentlich gebaut wird, ergäbe das auch ein schönes Ausflugsziel. Etwas für die Leute, weisst du.“ „Du hoffst sicher, dass du ein paar Dachstöcke machen kannst.“ „Wenn ich gefragt werde, werde ich das tun, aber ich habe genug Aufträge, darum geht es mir nicht. Ich möchte einfach, dass ein sauberes Quartier am See entsteht, das für möglichst viele Leute zugänglich ist. Wir sind hier nicht in Zürich bei den Schönen und Reichen. Wir fahren schliesslich Ford!“ „Ja, ja, Mercedes-Benz, wir fahren Ford“, wirft Albert, der Präsident des lokalen Ford-Clubs, ein. „Na, warte!“, antwortet Fredu, „dir zeig ich schon noch, wo Bartli den Most holt. Nenn mich nicht Mercedes-Benz, sonst kriegst du bald ein paar heisse Ohren.“ „Aber“, wirft nun Hans-Ruedi ein, „so wie du dir das wünschst, wird das ein Wohnquartier mit lärmigen Touristen, die den Bewohnern den Schlaf rauben.“ „Ach, Lärm spielt doch keine Rolle, so lange ich ihn mache! Etwas habe ich noch vergessen: das Schloss. Das sollten sie richtig schön herauspützeln und in der Nacht beleuchten. Das ist schliesslich die grösste Attraktion hier am See. Überhaupt wäre es gut, wenn die alten Bauten nicht einfach abgerissen, sondern renoviert würden.“ „Und wer soll das alles bezahlen?“, fragt Hans-Ruedi. „Na, die Reichen, die hierherziehen. Ich habe nicht gesagt, dass gar keine Wohnungen für Reiche entstehen sollen. Ein paar von denen könnten wir für unsere Stadtkasse gut gebrauchen.“





miba

Esigenze - Impugnazioni











LUCK
ES!
05.



12



ALCOHOL
DISPENSARY





GRAFICO
FABBRICAZIONE

GRAFICO



Mark-Dieter Högers
Topmanager, 50



Mark-Dieter Högers steht am Fenster und blickt auf sein Handy. Wieder ist Gründonnerstag, und wieder reden sie alle vom Papst. Er kann nicht begreifen, warum dieser Argentinier sich nicht den Namen Gregor gegeben hat, wenn er denn schon Jorge heisst. Warum Franziskus? Das ergibt doch keinen Sinn. Nein, er hätte sich Gregor genannt, Gregor XVII., weil Gregor XIII. der Menschheit den gregorianischen Kalender geschenkt hat. Aber das wissen sie vermutlich nicht einmal mehr im Vatikan.

Das Handy bleibt stumm. Bill ist ein guter CEO, aber Bill ist Amerikaner, und Amerikaner haben keine Ahnung. Neuenburg, immer dieses Neuenburg, nur weil es dort diese Ayurveda-Massagen gibt, was Sandy ganz aus dem Häuschen bringt vor lauter Vorfreude. Und vermutlich kommt es Bill zugute, wenn seine Frau aus dem Häuschen ist. Högers blickt auf das kleine schöne Seebecken von Biel und sieht das Hotel vor sich. Diesen prächtigen Bau, den er sich ausgedacht hat und dem auch Sandy nicht mehr widerstehen könnte: alles erstklassig natürlich, mit einer modernen Konzerthalle. Sandy war Sopranistin an der Oper von Detroit, bevor sie Bill geheiratet hat. Auch das hat sie ihm, Högers, beim letzten Kadertreffen in Neuenburg anvertraut. Eine Konzerthalle also und ein Wellness-Center – wenn es sein muss mit Ayurveda. Sein Lou mag das ja auch, wenn er sich recht erinnert.

Er liest noch einmal die SMS, die er vor über zwei Stunden geschickt hat. Einfach um sicher zu sein, dass er sich nicht im Ton vergriffen hat: «Hi Bill, meeting this time probably in Biel?

You have to get to know this little Paris. You will love it. And so Sandy! Mark-Dieter» Nein, das ist sehr klar. Und gleichzeitig sehr einladend. Wie gerne er Sandy Biel zeigen würde! Er erinnert sich, wie sie ihm beim Kaffee, nachdem sie die Plätze getauscht hatten, von Detroit vorgeschwärmt hat. Ihrer Heimatstadt. Von dieser archaischen Industriestadt mit den vielen mächtigen Bauten und der reichhaltigen Kultur, die aus den Ruinen entstanden ist. Von dem Lebendigen, das es dort trotzdem gibt: den hübschen Restaurants, den gemütlichen Bars.

Wenn einer verstehen kann, was sie damit meint, dann er! Denn das gibt es in Biel alles auch! Er hat ihr gesagt, dass ihm Biel immer wie ein Arrondissement von Paris vorkommt. Worauf sie ihn nachdenklich und gleichzeitig geheimnisvoll angeschaut hatte. Irgendwie.

Draussen regnet es. Ja, Sandy würde es gefallen hier in Biel, auch wenn es noch lange nicht die Stadt ist, die er sich vorstellt. Er hat ihr beim Kaffee dann erläutert, wie der Stadtpräsident von seinen Ideen begeistert war: vom Jean-Nouvel-Leuchtturm, von der Flaniermeile entlang des Sees nach dem Vorbild von Ascona und dem Hotel mit der Konzerthalle. Sie hatte sogar den Kaffee kalt werden lassen, so fasziniert war sie von seinen Ideen gewesen. Er werde alle störenden Barrieren zwischen Stadt und See entfernen, hatte er gesagt. Nur das «Péniche» und der Barkenhafen würden bleiben.

«Oh, Penish, what a funny name!», hatte sie ausgerufen, weil er ganz vergessen hatte, dass sie in Biel ja gar nichts kennt. Högers lächelt beim Gedanken daran. Er war in Höchstform gewesen: All das habe zur Folge, dass es künftig mehr Gebildete in dieser Stadt geben werde, hatte er weiter ausgeführt; dass er damit die gesellschaftliche Durchmischung verbessern und die Sozialquote senken würde und mit ihr auch gleich die Scheidungsrate. Es werde weniger Kriminalität und mehr Sauberkeit geben. Sandy hatte später einen Likör bestellt, so beeindruckt war sie gewesen. Er blickt auf seine Uhr: Es ist halb sechs. Und wenn Högers auf seine Uhr blickt, dann ist das nicht nur ein hohler Spruch. Denn er hat der Menschheit diese Uhr mit dem gregorianischen Kalender geschenkt. Er hat sie selber entworfen und dafür als 35-Jähriger die Auszeichnung «Invention now!» erhalten.

Auch das hatte Sandy beeindruckt. Aber jetzt schüttelt er den Kopf. Bill ist wohl schon längst an die Zürcher Goldküste gefahren. Und er nimmt sein Geschäfts-Handy nicht mehr mit nach Hause, seit Sandy ihn verlassen wollte. Er, Högers, wird Ostern also in der Ungewissheit verbringen müssen, ob Sandy seine Stadt, die sie so lieben würde, endlich zu Gesicht kriegt oder nicht.

Bills Antwort kam zehn Minuten später: «Hi Mark-Dieter. This time without wives. Sandy is in Detroit. Sorry! Happy Easter anyway! Bill»



LARA VUCOVIC

VERKÄUFERIN, 22

Das Beste an Biel ist der See. Und das Beste am Bielersee sind die Strandbäder. Sommer, Sonne und See, das ist mein Dreamteam, eh, Dreamtrio wohl. Was rede ich da, mitten im Januar? Wobei, mein neuer Daunenmantel ist nicht schlecht. Den hatten wir im Ausverkauf, erstklassiges Material, wirklich total warm, und cool sieht er auch aus, leuchtendes Pink mitten im Winter, das tut gut. Und wenn's mir dann verleidet, dann kaufe ich nächstes Jahr ein neues Teil. Das ist der Vorteil, wenn man in einer Boutique arbeitet, im Ausverkauf kriegen wir noch extra Prozente.

Aber was denke ich da über Wintermäntel nach, wo ich doch für die Zwischenprüfungen eine Kollektion Bademode abgeben sollte. Ich mache ja diese Zusatzausbildung als Modezeichnerin. In zwei Wochen muss ich damit fertig sein. Gar nicht so einfach, gute Bademode zu entwerfen! Und dann noch bei der Saukälte draussen, nicht gerade inspirierend. Von mir aus könnte immer Sommer sein, immer draussen leben, das würde mir gefallen. Sonne, Sand und Strandbad.

Der Januar ist brutal in Biel, eisig und grau und endlos. Gestern war ich für zwanzig Minuten im Solarium, dann sollte ich meiner Haut heute eine Pause gönnen. Aber ohne Sonne kann ich nicht leben. Zur Not tut's auch künstliche Sonne. Ist zwar nicht gesund, aber weiss und bleich gefalle ich mir nicht. Ich achte auf mein Aussehen, das gehört zum Job. Eigentlich gefällt mir der Kontakt mit den Leuten in der Boutique, ich sehe immer gleich, was zu jemandem passt, Kleider, Accessoires, die meisten

Kundinnen sind dankbar für Tipps. Aber es bleibt so wenig Zeit zum Beraten. Mein Freund hatte die Idee mit der Zweitausbildung, er lebt seit einem halben Jahr in Amsterdam, dort machen alle was mit Mode. Aber ich verkaufe eigentlich auch ganz gern. Vielleicht lässt sich das später mal verbinden. Eine eigene Kollektion würde mir gefallen, 50er Jahre, Retrostil, aber mit modernem Touch. In Amsterdam gibt es die coolsten Boutiquen. Amsterdam ist grossartig! Sowas müsste man hier am Bielersee machen, kleine Grachten und Kanäle, gesäumt von schmucken Boutiquen und Bistros. Klein Amsterdam im Westentaschenformat, das würde an den Bielersee passen. Coffeebars, die rund um die Uhr geöffnet haben. Flanierwege, Plätze zum Draussensitzen und den Passanten zuschauen. Ich liebe Streetstyle, ich fotografiere ja auch leidenschaftlich gerne. Demnächst fange ich meinen eigenen Modeblog an. Aber erst muss ich die Zwischenprüfungen schaffen. Und danach habe ich auch wieder etwas mehr Zeit für die Rock-and-Roll-Gruppe, mit der ich gelegentlich auftrete. Am liebsten würde ich alles auf einmal machen! Wenn nur die Tage mehr als 24 Stunden hätten ...

Ich habe gehört, hier wird nun eine neue Stadt gebaut, direkt am See. Ist ja auch an der Zeit, dass da mal etwas geschieht, **schrecklich, dieses verwahrloste Brachland, direkt am See.** Man könnte so viel machen draus, freche, überraschende Architektur, ein paar richtige Hingucker. Biel könnte nochmal ein Wahrzeichen brauchen: Das Kongresshaus haben wir jetzt langsam gesehen.

Eine coole Skyline am See. Und eine lebhaft Strandmeile mit regem Nachtleben, gute Kinos, vielleicht sogar eine Untewasserdisco, wo man beim Tanzen den Fischen zuschauen kann! Ideen hätte ich schon. **Wenn sie eine Art kleines Amsterdam schaffen würden, das wäre mega.** Vor allem sollte man überall und jederzeit Zugang zum Seeufer haben. Der See gehört allen! Egal ob von hier oder nicht von hier, das ist Demokratie, da sollte es keine Privilegien geben. Und die Strandbäder, also die dürfen sie nicht anfassen, die sind sozusagen die heilige Kuh von Biel, die sind perfekt, so wie sie jetzt sind. Eigentlich könnte man von mir aus auch die Liegewiese auf die ganze Fläche ausdehnen, vom Nidauer Strandbad bis zum Strandbad von Biel, alles Liegewiese und Sand und ein paar alte Bäume. Ein einziges grosses Strandbad, das wäre cool! Und die Eintrittskarten könnte man dann auch gleich abschaffen. Klein Amsterdam am Bielersee und freies Strandbad für alle, das wär's.

A portrait of an elderly woman with short, wavy white hair, wearing a dark blue or black long-sleeved top. She is seated at a dark wooden table, resting her chin on her left hand which has a ring. Her right hand holds a pair of glasses. The background is a dark brick wall with a window above. The lighting is soft, highlighting her face.

**Margaretha Beck, 76
und Maëlle, ihre Enkelin, 4**



„Weisst du, Kleine“, wendet sich die 76-jährige Margaretha Beck an ihre 4-jährige Enkelin Maëlle, „ich habe den Bieler Grössenwahn bereits einmal erlebt. Als ich eine junge Frau war, war Biel eine aufstrebende Stadt, der Uhrenindustrie ging es prächtig, immer mehr Menschen zogen hierher und die Stadt baute in ihrer Euphorie das Kongresshaus. Heute gefällt dieser Betonklotz kaum jemandem mehr und die Sanierung kann sich die Stadt nicht leisten.

Jetzt versprechen uns die Politiker ein neues Quartier am See ...“ „Gibt das eine grosse Baustelle?“, fragt Maëlle dazwischen. „Ja, Liebes, das gibt eine riesige Baustelle.“ „Super! Können wir dann zuschauen, wie da gebaut wird?“

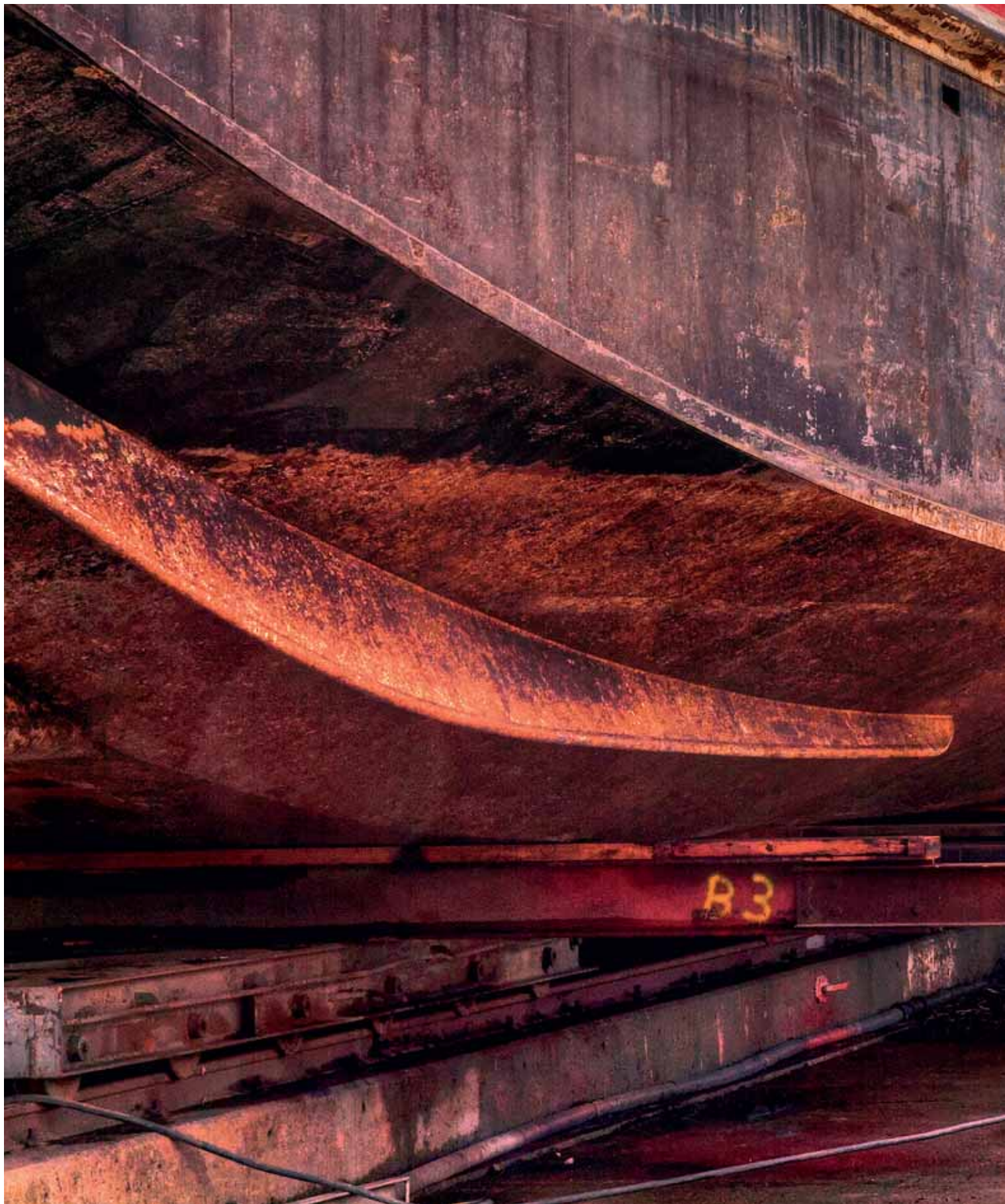
„Ja, das werden wir, aber ich habe etwas Angst vor dieser grossen Baustelle.“ „Du hast Angst, Grossmutter. Warum?“ „Ich befürchte, dass die Stadt diese grosse Fläche am See einfach wieder zupflastert und das Ganze zu gross für Biel werden könnte. Und wo gehen wir dann miteinander spazieren, wenn das Seeufer zur Betonwüste wird?“ „Vielleicht bauen sie ja einen Park?“ „Ja, ein Park und schöne Wege zum Spazieren wären toll. Aber die planen auch, zusätzliche Wasserkanäle zu öffnen, das finde ich einen Mist!“

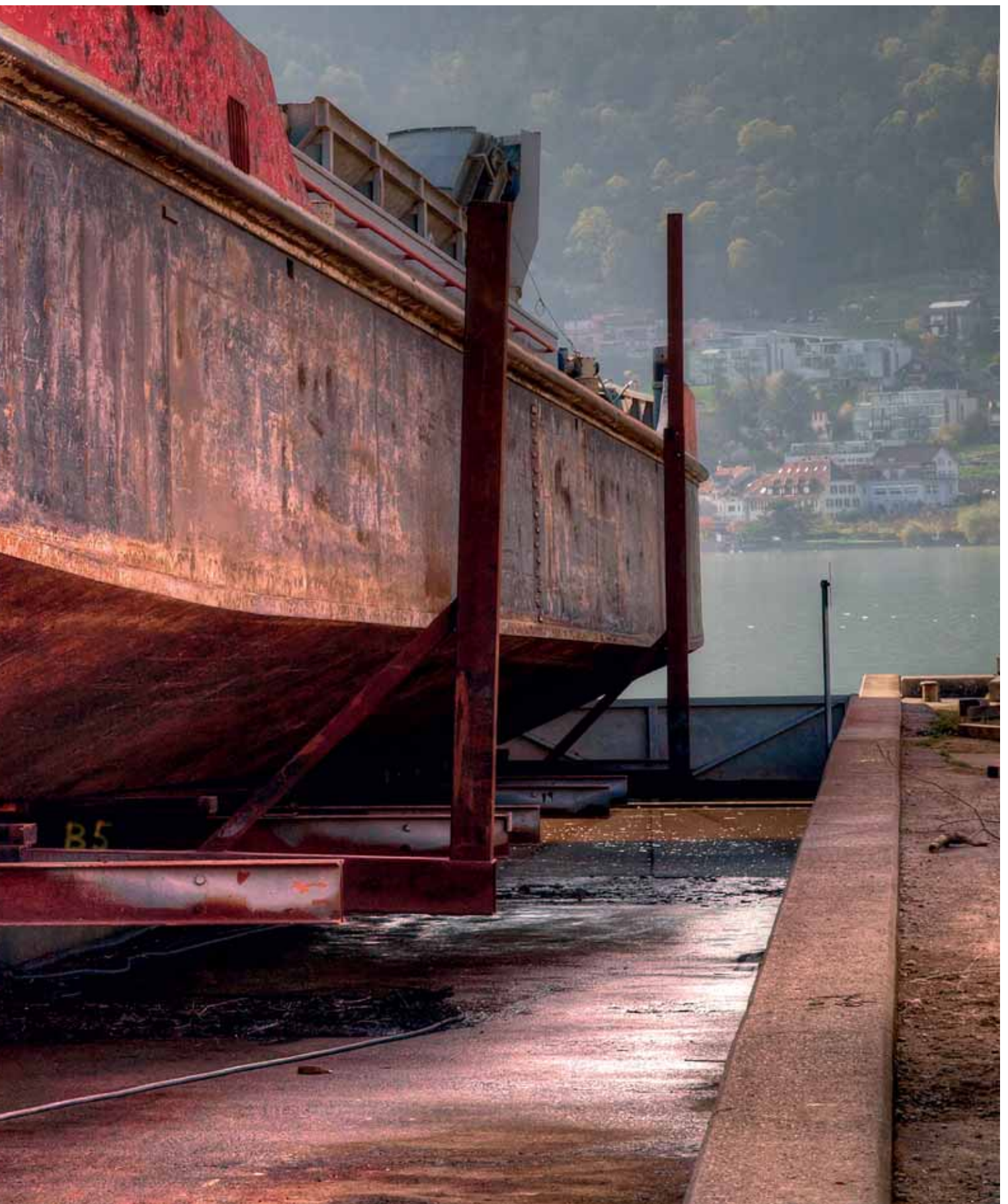
„Wieso? Wasser ist doch schön.“ „Ja, aber es ist auch gefährlich. Du könntest reinfallen und darin ertrinken.“


„Ich will sowieso schwimmen lernen, dann würde ich nicht ertrinken, Grossmutter.“ „Ja, vielleicht. Aber was nützt es dir, wenn du schwimmen kannst und das Strandbad wegen der Überbauung so klein wird, dass sich alle auf den Füssen rumstellen? Ich hoffe, die lassen das Strandbad gross genug.“ „Weisst du, was ich hoffe? Ich möchte einen Laden mit ganz vielen Süssigkeiten!“ „Das hättest du wohl gerne. Aber das wird wohl eher ein Quartier für Reiche. Nichts für uns einfache Leute aus dem Madretsch-Quartier.“ „Vielleicht bauen sie ja ein Quartier für alle und du könntest dorthinziehen. Dann könnten wir täglich dabei zuschauen, wie deine neue Wohnung gebaut wird.“ „Dafür bin ich zu alt, Kleines. Ich bleibe, wo ich bin. Und sowieso: Wenn das erst einmal gebaut ist, wird das sicher dreckig mit all den Skatern, die ihren Müll liegen lassen. Ich möchte lieber in einer sauberen Stadt wohnen. Und wie sähe das Quartier in der Nacht aus? Wenn das nicht genügend beleuchtet wird, wie es ja heutzutage schon fast Mode ist, wäre das erst recht nichts für mich. Weisst du, als alte Frau brauche ich sichere Strassen und Wege.“ „Aber Grossmutter, wenn es gebaut wird, will ich unbedingt dabei zusehen, wie gebaggert wird.“

Weisst du, ich finde es lustig, wie die Bauarbeiter manchmal fluchen, wenn etwas nicht geht.“ „Ja, das gefällt dir, was? Aber du weisst, man soll nicht fluchen.“ „Warum?“ „Das ist nicht schön und es geziemt sich nicht.“ „Aber Grossmutter, versprichst du mir, dass wir dann zuschauen gehen? Ich fluche auch nicht, versprochen!“ „Du bist ein lustiges kleines Mädchen, weisst du das? Also, versprochen, wir werden zuschauen, wie gebaggert wird und all die anderen grossen Maschinen das neue Quartier bauen. Wahrscheinlich wird es auch Kräne geben, die grosse Dinge hochheben. Magst du Kräne?“

„Ja. Aber ich würde nie auf einen Kran klettern. Das wäre viel zu gefährlich. Das können nur grosse Mannen.“ „Ja, das ist wirklich nichts für kleine Mädchen wie dich.“ „Grossmutter?“ „Ja?“ „Freust du dich eigentlich auf die Baustelle?“ „Auf die Baustelle wahrscheinlich weniger als du. Aber ich freue mich, dass an diesem Platz endlich etwas geht. Weisst du, als du noch nicht einmal im Bauch deiner Mutter warst, gab es hier einmal ein ganz grosses Fest. Leute aus der ganzen Schweiz und sogar aus dem Ausland waren hier. Das war was, sage ich dir. Da herrschte Leben am Seeufer. Seither ist es so leer.“ „Warst du da noch jung?“ „Nicht mehr ganz so jung. Ich war gerade pensioniert worden und hatte deshalb viel Zeit, dort zu sein. Aber ich war noch besser im Schuss als heute.“ „Werde ich auch einmal alt, Grossmutter?“ „Ja, Kind, alle werden alt. Aber du hast noch dein ganzes Leben vor dir.“



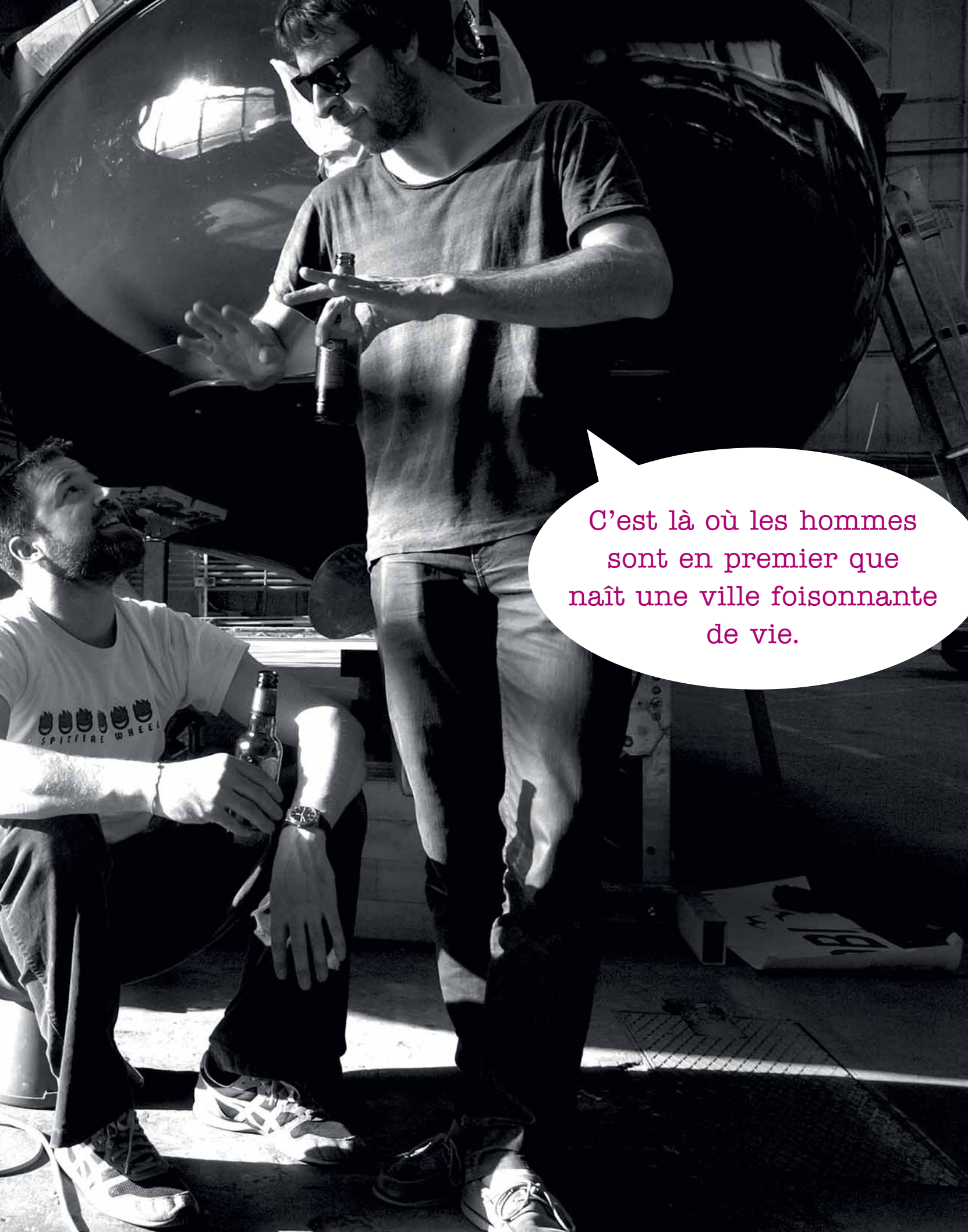


A black and white photograph of a car's engine bay. The image is used as a background for several text overlays. A pink speech bubble is in the top right, a light green speech bubble is in the middle left, and a dark blue rectangular box is in the bottom right. The car's engine and various mechanical parts are visible in the background.

*Kunst steht am Anfang
einer Stadtentwicklung;
nicht am Ende.*

Eine
Stadtentwicklung muss
begreifbar und sinnlich erfahr-
bar sein. Dann wird auch die
Seele des Ortes berührt.

**Nischen und Brachen sind
die Kraftorte städtebaulicher
Innovation.**



C'est là où les hommes
sont en premier que
naît une ville foisonnante
de vie.







haben Heimweh

Unsere Kinder und Kindeskinde

nach der Zukunft.

Agglolac ist ein gutes Bild für die Zukunft.



Impressum:

Konzept:

Frank Joss Communications, Zürich

Gestaltung:

Frank Joss Communications, Zürich

Fotos:

Steve Bauch, Köln (Alle Fotos, ausser Seite 38/39, Seite 76/77 und Bilder Seite 10/11)

Roland Frutig, Lobsigen (Seite 76/77 und 5 Bilder von 10/11)

Denise Ackerman, Oberrieden (Cover und Seite 38/39)

Texte

Dieter Stamm, Biel (Patrick M., Student, René Rötheli, Bootsbauer, Mark-Dieter Högers, Topmanager)

Joel Weibel, Bern (Mali-Luisa Benoit, Psychologin, Margaretha Beck & Maëlle,

Fritz Maurer-Benz, Zimmermann)

Frank Joss, Zürich (Urs Allenwinden, Kunstperformer, Ueli Twerenbolder, Urbanist, Dr Lora Jeanneret, Médecin)

Sabine Reber, Biel (Lara Vuconvic, Verkäuferin, Mäge Minder, Drummer, Hanna del Monte, Buchhändlerin)

Michael Stauffer, Biel (Karl. F. Behrens, Schriftsteller, Sophie-Magdalena Ackermann, Fleuriste)

Lektorat:

Helen Gysin, Maur

Übersetzung:

Diction AG, Buchs SG

Druck:

Gassmann Verlag, Biel

Auflage / Datum:

400 Exemplare / 1. Juni 2013

AGGLO|ac
AEEFO|9c

